

THOMAS PLETZINGER

THE GREAT NOWITZKI

**DAS AUSSERGEWÖHNLICHE LEBEN
DES GROSSEN DEUTSCHEN SPORTLERS**

Kiepenheuer & Witsch

INHALTSVERZEICHNIS

11	THE FINISH LINE (PROLOG)
23	1 DIRK NOWITZKI
131	2 DER WEG
265	3 IT'S A ZOO
313	4 DAS ZIEL
365	5 IT'S A CIRCUS
395	6 OLD MAN GAME
491	THE FINISH LINE (EPILOG)
504	FULL DISCLOSURE
505	DANKSAGUNG
506	LITERATURVERZEICHNIS

*Diese Geschichte beruht auf wahren Begebenheiten
und Ereignissen sowie auf überlieferten Erinnerungen.
Nicht alles lässt sich nachprüfen, das Gedächtnis
ist ein Erfinder. Manche Figuren tragen geänderte Namen.*



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2019

© 2019, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner
Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.
Gestaltung Umschlag und Innenteil: Büro Dawallu, Berlin
Umschlagmotiv und Fotos Innenteil: © Tobias Zielony
Autorenfoto: © Juliane Henrich
Gesetzt aus der Arnhem und Neutra
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04732-5

THE FINISH LINE

Prolog



Es war klar, dass dieser Tag kommen würde. Mein halbes Leben lang habe ich Dirk Nowitzkis Karriere begleitet, erst selbst als Basketballer, dann aus solidarischer Distanz, später als Sportreporter und schließlich als Autor dieses Buches. Knapp sieben Jahre ist es jetzt her, dass ich zum ersten Mal über Dirk Nowitzki geschrieben habe, seitdem sehe ich ihm bei der Arbeit zu.

Dirk Nowitzki und ich haben in zahllosen Hotelzimmern gesessen, auf Autositzen und Kabinenbänken, auf einer Kuhweide in den slowenischen Alpen, im Kinderzimmer seiner Tochter in Preston Hollow, in Arztpraxen, auf Terrassen und Filmsets, in Stadien und staubigen Turnhallen. Wir waren in San Francisco und Los Angeles, Kranjska Gora und Warschau, Randersacker und Schanghai. Wir haben über Basketball geredet und über alles andere, über unsere Eltern, die Kinder, über Bücher und unsere alten Knochen. Wir haben sogar einmal zusammen trainiert. Ein paar seiner Meilensteine habe ich mit eigenen Augen gesehen, und von den anderen habe ich mir erzählen lassen. Ich habe zugesehen, wenn die Scheinwerfer erloschen waren und Dirk Nowitzki trotzdem weiter seine Sache machte: Er spielte Basketball.

Bei seinem 30.000sten Karrierepunkt habe ich neben Holger Geschwindner auf der Tribüne gesessen und war zutiefst gerührt. Vom Erreichten, vom Geleisteten und von der Liebe, die Dirk entgegen Schwappte. Weil ich dort saß und weil ich in dieser Sekunde ahnte, was es Dirk Nowitzki gekostet haben muss, dorthin zu kommen, wo er jetzt war. Ich saß dort und wusste, dass ich diesen Moment beschreiben würde. Ich wusste aber auch, dass – egal wie gut und packend mir das gelänge – meine Worte immer hinter dem Dirk Nowitzki dieser leuchtenden Momente herlaufen wür-

den, sich nach ihm strecken, nach seiner Geistesgegenwärtigkeit, der absoluten Beherrschung seiner Mittel. Seine Verteidiger konnten nichts ausrichten, und auch meine Sätze würden immer ein Sekundenzehntel zu spät kommen.

Nowitzkis Welt ist eine Blackbox, ein geschlossenes System mit einer eigenen Denkweise und einer eigenen Sprache. Sein Umfeld ist verschwiegen und diskret, und wenn man seine Leute kennenlernen, wird man sie nicht mehr los.

Dirks Terminkalender ist immer rappellvoll gewesen, jedes Jahr war bis auf die Minute durchgetaktet. Wenn er aus Zeitgründen nicht sprechen konnte, habe ich mit den Menschen geredet, die ihm wichtig sind, und mit vielen anderen, denen er etwas bedeutet. Ich habe versucht zu begreifen, was ihn von all den anderen Basketballspielern unterscheidet. Von allen anderen Sportlern. Was ihn besonders macht.

Ich habe ihn nie um ein Autogramm gebeten, wir haben nie ein Selfie gemacht, ich habe mit Dirk an Tischen in Restaurants gesessen, habe Wein bestellt, während er beim Wasser geblieben ist. Wir sind zusammen geflogen, gefahren, spaziert. Einmal bin ich in Oklahoma City wegen Dirk in eine Schlägerei geraten. Ich habe meine journalistische Unabhängigkeit aufgegeben, um das System Nowitzki zu verstehen. Meine Töchter sind während der Recherche zu diesem Buch geboren worden, und wenn man sie fragt, was ich beruflich mache, sagen sie: »Dirk Nowitzki.«

Ich hatte mir immer vorgestellt, dass ich mit Dirk Nowitzki zu seinem letzten Heimspiel fahren würde, ich hatte mir diese Szene immer wieder vorgestellt und skizziert. In den vergangenen Jahren haben wir oft nebeneinander im Auto gesessen, er am Steuer, ich mit meinem Notizbuch auf dem Beifahrersitz. Wenn ich mir in den letzten Jahren den heutigen Tag ausgemalt hatte, saß ich immer im Auto und schrieb mit, wenn Dirk Nowitzki und sein Mentor, Coach und Freund Holger Geschwindner zu seinem letzten Heimspiel fahren. Auf der Rückbank, im toten Winkel, das Notizbuch auf den Knien. Aber an diesem 9. April 2019 fahre ich in einem ganz normalen Taxi zur Halle. Die beiden fahren allein, dieser Moment soll unbeobachtet bleiben.

Der Verkehr fließt zäh nach Süden, vorbei an den immer gleichen Gebäuden und Werbetafeln, an einem Nowitzki-Billboard, in der Ferne die Skyline von Downtown Dallas und die schneeweißen Bögen über den Trinity River. Der Reunion Tower. Irgendwann verlässt der Wagen den Highway, ich notiere den künstlichen Wasserfall oberhalb der Straße, die Werbung für Coors Light.

Während ich mich dem American Airlines Center nähere, wird mir klar, dass diese Haltung genau der Grund ist, warum Dirk Nowitzki so erfolgreich werden konnte: Er und Geschwindner sind nie unterwegs gewesen, um die Wünsche und Vorstellungen der anderen zu erfüllen. Und sie sind es auch heute nicht.

Das Taxi fährt unter der ramponierten Brücke in der Senke der North Houston Street durch, den Harry Hines Boulevard entlang und biegt dann auf die Olive Street. Dann das American Airlines Center. *The house that Dirk built.* »Es ist genau richtig, wie es ist«, notiere ich. »Manchmal müssen die Türen geschlossen bleiben und die Rückbank leer.«

Als ich an der Halle aus dem Taxi steige, liegen Wehmut und Feierlichkeit in der Frühlingsluft. Schon wieder, es ist fast wie im letzten Jahr: Die Saison der Dallas Mavericks ist seit einigen Wochen bedeutungslos, seit einigen Monaten, wenn man ehrlich ist, aber erst heute spielt das Team sein letztes Heimspiel, wieder gegen die Phoenix Suns, immer noch das schlechteste Team der Liga. Heute Abend geht es sportlich um nichts mehr, aber die Fans drängen sich schon drei Stunden vor Spielbeginn auf der Plaza vor der Arena. Was anders ist: Vor einem Jahr hat Dirk seine Entscheidung verkündet, noch ein Jahr dranzuhängen.

Dirk Nowitzki hat sein Karriereende noch nicht offiziell verkündet, aber vor der Halle ist alles darauf vorbereitet. An jeder Straßenlaterne hängen Flaggen mit seinem Gesicht, sein Lebenswerk in Zahlen und Bildern: Meister 2011, Platz 6 der ewigen Scorerliste, 14-facher Allstar und so weiter und sofort. Als erster Spieler in der Geschichte der Liga ist er seit 21 Jahren für denselben Klub aktiv, die Dallas Mavericks, auf einem riesigen Banner an der Frontseite prangt ein mehrere Stockwerke hohes Bild von Nowitzki, darunter der hochmoderne Slogan: »41.21.1.«

Dirk Nowitzki: Die 41 auf dem Trikot.

21 Jahre auf dem Buckel.

1 Klub.

In den letzten Tagen haben die Spekulationen seltsame Blüten getrieben. Könnte die Eins am Ende bedeuten, dass er vielleicht doch noch nicht aufhört? Dass Dirk Nowitzki noch ein weiteres Jahr dranhängt? Dass es weitergeht? Alle hier rechnen mit dem Ende, aber wirklich begreifen können es die wenigsten.

Viele Fans kommen von weit her, aus Deutschland und China, sie tragen selbst gemalte Schilder und Kostüme, manche sind zum ersten und vielleicht letzten Mal hier. Viele der Leute aus Dallas kennen ihre Stadt nicht ohne Dirk, viele sind mit ihm erwachsen geworden, und nur die Älteren wissen noch, wie es hier in der Vor-Dirk-Ära einmal ausgesehen hat. Clinton war Präsident, es gab keine Smartphones, »*I Don't Want to Miss a Thing*« von Aerosmith war auf Platz eins der Charts. Die Stadt war eine andere, wo jetzt das AAC steht, war damals eine riesige Brache. Die Türen öffnen zwei Stunden vor Spielbeginn, aber man sollte besser früher erscheinen, stand in der Zeitung.

Ich sehe mich auf der Plaza vor der Halle um. Am Straßenrand stehen die Fans Spalier, sie warten auf Dirk, obwohl sie nicht wissen, mit welchem Auto er kommt und auf welchem Weg. Victory Avenue, Olive Street. Fast alle tragen Dirk-Trikots, Dirk-T-Shirts, historische und aktuelle. Sie haben Schilder gemalt, um sich zu bedanken und ihren Respekt zu zeigen, ein paar haben Blumen mitgebracht. Als dann der Wagen tatsächlich um die Ecke biegt, erkennen die Leute ihn sofort und beginnen sein Lied zu singen, ein wehmütiger Jubel, ein Wirrwarr aus allen möglichen Gefühlen.

Dirk hält nicht an, sondern lässt den Wagen langsam in den Bauch der Halle hinunterrollen. *Silver Garage*. Ich sehe dem Range Rover nach. Alles wird so sein wie immer: Dirk wird den Motor ausmachen, wie immer, so sind die Vorschriften. Ein Bombenspürhund wird den Wagen beschnüffeln, wie vor allen Spielen, der Security Guard wird Dirk schweigend die Faust hinstrecken, die alte Dame am Gate wird ihm einen Handkuss zuwerfen. So war es

immer, all die Jahre ist es so gewesen. *»Thanks, my boy«,* wird sie sagen, als wäre Dirk ihr Lieblingsenkel. *»Thank you for winning tonight!«*

Auch am Presseingang, am Sicherheitscheck, im Aufzug hinunter in die Katakomben ist alles vorbereitet, auch hier liegt eine eigentümliche Feierlichkeit in der Luft. Die Dame, die den Lift bedient, trägt heute ein T-Shirt mit der 41. Als Nowitzki und Geschwindner den Wagen abstellen, erwarten sie Scott Tomlin und 200 Arena-Mitarbeiter, vielleicht 300. Security, Pommesverkäufer, Putzkräfte und Techniker. High fives, Fistbumps, Dirk kennt viele dieser Gesichter seit Jahren, und ihr Jubel rührt ihn. Geschwindner bleibt sitzen und sieht Dirk nach, wie er sich langsam durch das Spalier arbeitet.

Am Aufgang zum Ladedock haben sie einen blauen Teppich auf den nackten Beton geklebt, damit Dirk heute auf angemessene Weise zur Kabine schreiten kann, vorbei an den Kameras und Fotografen. Ich sehe zu, wie er an uns vorbeiläuft. Er scheint gut gelaunt.

»Finals!«, ruft er. »Aaaah!«

Dirk Nowitzki verschwindet in der Kabine und aus unserem Blick. Was er nicht weiß: dass in diesem Moment vier Ebenen über ihm seine Jugendidole Charles Barkley, Larry Bird und Scottie Pippen eine VIP-Box beziehen und ihre Drinks auf ihn erheben. Shawn Kemp ist auch da. Und Detlef Schrempf, der beste deutsche Basketballer, den es je gegeben hat. Bis Dirk kam.

Hinter Dirk Nowitzki liegt eine anstrengende Saison, besser: eine Tortur. Die Knöcheloperation im April ist zunächst gut verlaufen, es gab Hoffnung, dass es schnell besser werden würde. Wurde es aber nicht. Stattdessen kamen Entzündungen und Komplikationen, die Genesungsgeschichte war kompliziert und langwierig. Während der ersten 26 Spiele der Saison hat er im Anzug am Spielfeldrand gesessen und zugesehen, wie die nächste Generation um das Übertalent Luka Dončić übernimmt. Er hat den Jubel gehört und beobachtet, wie Dončić seine Nachfolge angetreten hat. Er hat ihn dabei unterstützt. Dirk hat wie besessen

an seinem Körper gearbeitet, um noch einmal zurückkehren zu können. Er hat sich alle zwei Tage Nadeln in die geschundenen Muskeln stechen lassen, *Dry Needling*, Massagen, das Biegen und Brechen der Physios. Überhaupt auf das Spielfeld zu kommen, hat irrsinnig viel Kraft gekostet, aber richtig ausgeheilt ist der Fuß nicht.

Es hat für 6,6 Punkte und knapp 15 Minuten Spielzeit gereicht, Dirk hat versucht, jeden Tag bewusst wahrzunehmen. Jeden Flug. Jedes Hotel. Jede Arena. Jeden albernem Scherz in der Kabine.

Sein Karriereende hat Dirk sich immer anders vorgestellt, das weiß ich aus unseren Gesprächen, nämlich: leise und unbemerkt. Noch vor einem Jahr in San Francisco hat er in seinem Hotelzimmer gegessen und gesagt, dass er kein großes Trara wolle, als ich ihn nach seiner Vorstellung von den letzten Spielen fragte: »Einfach spielen und dann sagen: Das war's«, hat er gesagt. »Danke schön. Keine Lust mehr. Der Körper kann nicht mehr. Habe alles gegeben. War ein Riesenspaß. Aber im Endeffekt möchte ich nicht, dass die Leute das vorher wissen.«

Jetzt aber doch das ganz große Trara. Am Ende ist Lametta. An den Türen der Arena hängen Hinweisschilder: *»Tonight's game will be using heavy amounts of pyro«*, und unten in den Katakomben der Halle stehen Dutzende Kisten mit Krachern und Funkenfontänen. Auf jedem einzelnen Sitz der Halle liegen ein Pappschild mit Dirks strahlendem Gesicht, ein T-Shirt mit dem Slogan des Tages, »41.21.1«, dazu eine goldgefasste Erinnerungskarte. Die Merchandise-Stände verkaufen heute noch ein letztes Mal fast ausschließlich Dirk-Memorabilia. Courtside seats für dieses Spiel kosten mehr als 10.000 Dollar.

Die Mavericks hatten alle Hände voll zu tun mit der Organisation der Festivitäten, mit Lasershow und Pyrotechnik, mit dem unfassbaren Medienandrang. Die deutschen Journalisten sind alle noch einmal nach Dallas gekommen, weil sie alle ihre persönliche Geschichte mit Dirk haben. Jeder Einzelne. Für sie ist das vermutlich die letzte Reise nach Dallas, keine Redaktion wird sie je wieder hierherschicken. Auch sie müssen sich neu sortieren. Noch einmal wohnen sie in »ihren« Hotels, in denen

sie all die Jahre gewohnt haben. Gehen in »ihre« Restaurants und Bars, laufen noch einmal »ihre« Laufstrecken, trinken noch einmal den »besten Kaffee der Stadt«. In der Brauerei in Deep Ellum kaufen sie T-Shirts und Trucker-Caps zur Erinnerung. Alle hoffen darauf, dass sie Dirk noch einmal exklusiv vor die Kameronas bekommen. Er gehört ihnen, sie wollen sich verabschieden. Den Amerikanern geht es ähnlich, aber die Deutschen sind die nostalgischeren. Die melancholischeren. »Die deutschen Journalisten sind die anstrengendsten«, lacht Scott Tomlin vor der Kabine der Mavericks. Vermutlich meint er mich, will es aber nicht direkt sagen.

Ich bin heute zum letzten Mal in dieser Halle, denke ich, als ich aus dem Spielertunnel in das Scheinwerferlicht trete. In einer Stunde wird Dirk diesen Weg nehmen, alles ist vorbereitet. Das Parkett glänzt. Auf dem Spielfeld werfen sich bereits ein paar junge Mavericks ein, die Kameracrews bauen ihr Equipment auf, auf dem Jumbotron über ihren Köpfen läuft der deutsche Dokumentarfilm *Der perfekte Wurf* in voller Länge. Im Film ist Dirks Vater zu sehen, seine Mutter, seine Schwester. Holger Geschwindner. Donnie Nelson, der General Manager. Alle erzählen, was sie mit Dirk verbindet.

Die Fans und Journalisten, die Platzanweiser und Sicherheitsfrauen starren auf den Würfel. Alle sind hier, alle warten. Tausende Menschen und Tausende Versionen davon, wer Dirk Nowitzki eigentlich ist. Alle haben ihre eigene Fassung von seiner Geschichte, für jeden hat Dirk Nowitzki eine andere Bedeutung. Für den massigen Ordner mit dem Tic hinter dem Korb. Für den Fernsehmann Skin Wade am Spielfeldrand. Für das zwölfjährige Mädchen und seinen Großvater in Block 107, beide in Dirks grünem Vintagetricot. Für mich. Wir alle glauben zu wissen, wie er ist.

Aber so einfach ist es nicht.

7:00 pm. Die Halle knistert wie vor einem Finalspiel, als die Spieler aus dem Tunnel kommen. Die Leute stehen und filmen jeden Wurf, den Dirk beim Aufwärmen nimmt. Als er einmal einigermaßen spektakulär dunkt, jubelt das Publikum wie sonst nur in der Crunch Time am Ende des Spiels. Die Halle will heute

ihm gehören. *The house that Dirk built*. Um ihn herum nimmt seine Geschichte Platz: Robert Garrett, Mannschaftskamerad seit Kinderjahren, sitzt gegenüber der Mavericks-Bank. Dirks Blick sucht seinen Vater und seine Schwester, er sucht Geschwindner, seinen Freund und Trainer. Seine Frau Jessica.

Auf seinen eigens für das heutige Spiel hergestellten Schuhen prangt das rote Logo seines Würzburger Heimatvereins, der DJK Würzburg.

Und dann seine Halle. Das Spiel beginnt und alles läuft über Dirk. Ich schreibe mit, ich könnte aufzählen, wie viele Würfe er nimmt. Wie oft er trifft und von wo, aber dann wird mir bewusst, dass es heute nicht um Basketball geht. Es geht nicht darum, dass er die ersten zehn Punkte des Spiels erzielt, um seinen Fadeaway und seinen Trailer-Dreier. Es geht nicht um den Sieg. Heute geht es um Dirk Nowitzki. Und um uns.

Im zweiten Viertel erwischt es ihn. Auf dem Jumbotron wird ein Video eingespielt, das ihn bei seinen Besuchen in einer Kinderklinik zeigt. Seit mehr als 15 Jahren macht er diese Besuche, aber erst im letzten Jahr war erstmals ein Journalist dabei. Dirk sieht sich das Video an, und obwohl noch ein paar Minuten zu spielen sind, überkommt es ihn. Vielleicht ist es der getragene Tonfall, die rührende Stimme. Vielleicht wird ihm sein Glück bewusst. Dirk Nowitzki steht allein in der Mitte des Spielfelds, und als er seine Rührung nicht in den Griff bekommt, senkt er den Blick, die Arme auf die Knie gestützt. Die Halle kämpft mit seinen Tränen.

Irgendwann fängt er sich und bringt das Spiel zu Ende. Luka Dončić spielt aus einem Pick-and-Roll einen perfekten Pass auf Dwight Powell auf dem High Post, der steckt durch zu Dirk, und Dirk dunkt, und ich frage mich, ob wir gerade den letzten Dunk seiner Karriere gesehen haben.

Irgendwann passiert alles zum letzten Mal.

Nach Spielende fahren die Mavericks alles auf, was man auffahren kann, ohne es zu übertreiben. Es werde ein besonderer Abend, hat Teambesitzer Mark Cuban angekündigt, ganz gleich, ob Dirk das gefalle oder nicht. Coach Carlisle sagt ein paar rüh-

rende Worte, und als dann auf den Bildschirmen Bilder seiner Idole eingeblendet werden, sitzt Dirk auf seinem Platz auf der Spielerbank und guckt zunächst verständnislos. Scottie Pippen? Charles Barkley? Larry Bird? Schrempf? Kemp? Warum werden diese Superstars eingeblendet, diese Legenden, was haben die mit ihm zu tun?

Ein Sondereinsatzkommando hat seit Monaten an diesem Moment gearbeitet, in höchster Verschwiegenheit, Dirk durfte nichts mitbekommen und offenbar ist er tatsächlich ahnungslos. Als dann aber Barkley, Pippen und Bird einer nach dem anderen auf das Spielfeld geführt werden, dämmert es ihm. Neben ihm sitzt sein Mitspieler Devin Harris und kann seine Freude über diesen Moment kaum kontrollieren. Dirk beißt in sein Handtuch, um die Tränen zurückzuhalten. Die Legenden stehen in ihren Lichtkegeln, die Zeit schlägt eine Schleife: Dirk Nowitzki, 15 Jahre alt, in seinem Kinderzimmer in Würzburg-Heidingsfeld, ein Poster von Scottie Pippen über seinem Bett und eins von Charles Barkley an seinem Schrank. Und Dirk Nowitzki, vierzig Jahre alt. Einer von ihnen.

Dirk steht auf und wirft das Handtuch zur Seite, als würde er noch einmal eingewechselt werden. Er umarmt die Legenden ungelenk, er lächelt, und während sie ihre rührenden Abschiedsreden halten, steht Dirk gerührt daneben und hört zu.

»Man«, sagt Scottie Pippen. *»You have been an inspiration to me.«*

Und dann steht Dirk allein im Scheinwerferlicht. Wir alle sehen ihm zu. Die Arena ist komplett verdunkelt worden, nur die Notbeleuchtung funzelt. Dirk steht im Mittelkreis. Jemand drückt ihm ein Mikrofon in die Hand. Und dann sagt Dirk Nowitzki das, was wir alle wissen, aber nicht wahrhaben wollen.

Ich sehe in die ernsten Gesichter um mich herum. Viele weinen jetzt, und wer nicht weint, wird gleich zu weinen beginnen. Wir alle haben unsere Nowitzki-Geschichten im Gepäck, unsere Dirk-Momente. Wir alle haben ihn scheitern sehen, wir sind selbst so oft gescheitert. Wir alle können uns erinnern, wo wir waren, als er 2011 Meister wurde. Sein Sieg fühlt sich immer noch an wie unser Sieg. Für die, die jetzt hier auf den Tribünen stehen, die in

Europa vor ihren Rechnern hängen und in den Bars in Amerika am Tresen lehnen, ist Dirk Nowitzki eine beständige Begleitung gewesen, eine emotionale Konstante. Wir sind mit ihm erwachsen geworden, er ist das, was von unserer Jugend übrig ist.

Ob ich Dirk Nowitzki begriffen habe, kann ich bis heute nicht sagen. Aber als er allein im Mittelkreis seiner Halle steht, vor seinen Leuten, vor seiner Stadt, als er am Ende seiner langen, glanzvollen Karriere das Mikrofon ergreift, stehe ich oben auf der Tribüne neben Krenz, Ott, Bielek und allen anderen und halte den Atem an. Die Halle ist voll von uns: Freunde, Verwandte, Weggefährten. Seine Schwester, sein Vater, seine Frau. Unter uns liegt die Halle in dunklem Blau, nur Dirk leuchtet, und wir holen Luft.

»Ihr werdet es vermutet haben«, sagt Dirk Nowitzki. »Das war mein letztes Heimspiel.«



Dieses Buch ist keine Trainingsanleitung, keine Motivationsrede und kein Du-kannst-es-schaffen-wenn-du-nur-willst-Ratgeber. Dieses Buch ist die unwahrscheinliche Geschichte von Dirk Nowitzki, der von einem schwächlichen Jungen in Würzburg-Heidingsfeld zu einem Superstar in Dallas, Texas, wurde. Der 21 Jahre lang für einen einzigen Klub spielte, der zu einer Legende seiner Sportart wurde. *The Great Nowitzki*. Der das Spiel, das er liebt, geprägt und verändert hat. Der das mit einer kaum zu erklärenden Würde getan hat und ohne sich zu verraten.

Es ist auch meine Geschichte. Die Geschichte von einem, der an diesem Spiel gescheitert ist und der trotzdem nicht aufgehört hat, Basketball zu lieben. Das, wofür dieses Spiel steht. Solche wie mich gibt es viele. All diejenigen, die Dirk Nowitzki all die Jahre zugehört haben, wie man einem alten Mannschaftskameraden zusieht, der es weiter gebracht hat als man selbst. Die sich immer noch fragen, wie jemand seine Sache so gut können kann, ohne dabei den Boden unter den Füßen zu verlieren, nicht die Liebe zum Spiel und den Respekt vor den Menschen.

Ich habe Dirk Nowitzki und die Leute um ihn herum be-

obachtet – in aller Subjektivität, mit allen blinden Flecken des teilnehmenden Beobachters; ich habe mich verstrickt und verzettelt. Dieses Buch ist meine Suche nach Dirk Nowitzkis Bedeutung, seiner Besonderheit, seiner Akribie und Genauigkeit. Dieses Buch ist keine Biografie, dieses Buch ist mein Versuch, aus Dirk Nowitzki schlau zu werden.

1

*»You're meeting Dirk?
Are you fucking joking?«*

EINE ANDERE LIGA

3. Mai 2012



Meine Jahre mit Dirk Nowitzki begannen in einem Flugzeug über dem Atlantik. Ich hatte gerade ein Buch über die Welt der Basketballprofis von Alba Berlin geschrieben. Ich war gut im Thema und hatte dem *ZEITmagazin* deshalb auf gut Glück eine Reportage über Nowitzki angeboten. Seine Karriere hatte ich komplett verfolgt, er hatte mich immer fasziniert, und die Meisterschaft seiner Mavericks im letzten Sommer war mir – wie so vielen anderen auch – ziemlich nahegegangen.

Mein Vorschlag war einfach und zugegebenermaßen nicht ganz uneigennützig gewesen: Ich würde mir in Dallas ein paar spannende Playoff-Spiele ansehen, texanisches Barbecue essen, Dirk Nowitzki persönlich treffen, mein Bild von ihm überprüfen und anschließend ein Porträt schreiben, um von seiner Bedeutung für seine Stadt, seine Sportart und für mich zu erzählen. Nichts leichter als das, nichts lieber. Ich wollte zwei Wochen damit zubringen, dann hätte ich das Phänomen Nowitzki begriffen und erzählt. Zu meiner Überraschung hatte der Redakteur zugesagt, und jetzt war ich tatsächlich unterwegs nach Dallas, Texas. Ich wusste nicht, dass meine Reise zu Dirk Nowitzki sieben lange Jahre dauern würde. Ich hatte keinen blassen Schimmer.

Auf den billigen Plätzen war an Schlaf nicht zu denken, also versuchte ich zu lesen: eine eilig aus dem Regal gefischte Novelle von F. Scott Fitzgerald, zwei fotokopierte Tennis-Essays von David Foster Wallace (*»Roger Federer as Religious Experience«* und *»String Theory«*). Und zwei Dirk-Nowitzki-Biografien. Ich wollte vorbereitet sein. Es war mein erster Besuch in Dallas, gleich heute Abend würde ich zum ersten Mal die Halle der Mavericks betreten. Ich freute mich.

Vielleicht lag es am Whisky, den mir der schwere Ingenieur

neben mir in die Hand drückte, dass ich nicht zum Lesen kam. Charles war sein Name, er stammte aus einer Kleinstadt in Oklahoma. Er hatte meine Nowitzki-Bücher gesehen, mir zugewinkt und kurzerhand für mich mitbestellt. Vor ihm lag der Sportteil der *USA Today*, also fingen wir an über Basketball zu diskutieren. Charles' Team, die Oklahoma City Thunder, waren heute Abend der Gegner der Mavericks, erste Playoff-Runde, die ersten beiden Spiele waren bereits gespielt. Das erste hatte Oklahoma mit nur einem Punkt Unterschied gewonnen, 99:98, das zweite war ebenfalls eng gewesen, 102:99. Nowitzki hatte 25 und 31 Punkte erzielt, er war der beste Werfer gewesen. Beide Spiele hätten die Mavericks gewinnen können, am Ende hatten Winzigkeiten entschieden. Nowitzki hatte im zweiten Spiel den Sieg in den Händen gehabt, dann aber eine Minute vor Schluss einen offenen Dreier verworfen.

Im Jahr zuvor waren die beiden Teams schon einmal aufeinandergetroffen. Dallas hatte damals die Serie 4-1 gewonnen und war anschließend Meister geworden. Dirk Nowitzki hatte den vielleicht besten Basketball seiner Karriere gespielt. Die drei jungen Nachwuchsstars der Thunder – Kevin Durant, Russell Westbrook und James Harden – waren die Zukunft des Spiels, aber die Mavericks hatten die Zukunft noch einmal verschieben können. Jetzt waren die Thunder ein Jahr älter und reifer, und das Team lag 2:0 vorne. »Beide Spiele hätten auch anders ausgehen können«, sagte ich. Ein getroffener Dreier, eine saubere Verteidigungssequenz. »Sind sie aber nicht«, sagte Charles und bestellte noch zwei Whiskys. »Wir führen.«

Wir sprachen über die allumfassende Überlegenheit des amerikanischen Spiels (seine Überzeugung) und den höheren taktischen Anspruch der europäischen Variante (meine Theorie). Charles war Großhändler für Baumaschinen, hatte beruflich in Europa zu tun gehabt, würde in Dallas umsteigen und mit dem Auto zurück nach Oklahoma fahren. Er interessierte sich auf sehr amerikanische Weise vor allem für die wirtschaftliche und statistische Seite der Sportart. An Dirk Nowitzki lobte er die Freiwurfquote und die Wirtschaftskraft für die Region. Sonst nichts. Er sei

kein großer Fan, sagte er. Nowitzki? Zu soft, zu europäisch. Das Wort »*European*« sprach er aus wie eine schlimme Diagnose. »Gestern hat er den entscheidenden Dreier versammelt«, sagte er. »Und wir haben gewonnen.« Ich nickte, Charles hob etwas onkelhaft seinen Plastikbecher und kippte den Whisky herunter.

»Sweep!«, sagte er. »OKC gewinnt 4:0!«

»Ums Verrecken nicht«, sagte ich.

»Wetten wir?«

»Ich wette nicht.«

»Hundert Dollar«, sagte er und kramte in seiner Tasche. »Du glaubst nicht an euren Jungen? Du denkst auch, dass Oklahoma gewinnt?«

»Danke«, sagte ich. »Warten wir ab.«

Auch wenn der Ingenieur es anders sah: Dirk Nowitzki gehörte zu den absolut Besten einer amerikanischen Sportart. Er hatte sich in einer Welt bewiesen, die nicht auf ein »Weißbrot aus Würzburg« gewartet hatte (Geschwindners Worte, nicht meine). Die eigenen Fans liebten Nowitzki, die gegnerischen fürchteten ihn. Sie wussten, wovon sie sprachen, denn sie waren mit dieser Sportart aufgewachsen. Man konnte sich in Grinnell, Iowa, beim Grillen über Basketball unterhalten und ebenso bei Old Fashioneds in Brooklyn Heights, New York. Oder eben mit Baumaschineningenieuren an Bord der Lufthansa.

Nowitzkis Spiel hielt dem immensen Sportwissen Amerikas stand – statistisch, taktisch und historisch. Er war der wohl beste Europäer, der jemals Basketball gespielt hat. Er hatte ein amerikanisches Spiel grundlegend verändert, er hatte es revolutioniert. Basketball seit Nowitzki war anders als Basketball vor ihm: beweglicher, variabler, weniger erwartbar, feiner, raffinierter. Das Spiel war internationaler und weltgewandter. Die Amerikaner konnten diesen Einfluss einordnen, auch wenn sie Dirk dafür nicht mochten. Er hat sich etwas genommen, was ihnen gehörte.

In Deutschland war Nowitzki bekannter als das Spiel, das er spielte. Seit Jahren warb er für die ING-DiBa und für Nike. Er saß bei *Wetten*, *dass..?* und im *Sportstudio*, Angela Merkel empfing ihn

im Kanzleramt, Barack Obama lud ihn ins Weiße Haus ein. Er saß bei Conan O'Brien und David Letterman. Er war Fahnenträger bei den Olympischen Spielen gewesen, zigfacher Allstar, NBA-Champion. Ein Botschafter Deutschlands in der Welt. Aber für die Deutschen blieb er der nette Typ aus der Werbung, *dibadibadu*. Er hätte sich nicht großartig verändert, sagen sie, er sei immer auf dem Boden geblieben. Dirk war einer von uns, aber seinen tatsächlichen Arbeitsalltag verfolgten die wenigsten. Nur wir Nerds standen nachts auf und sahen uns die Spiele an. Es fiel Deutschland schwer, zu begreifen, wie gut Nowitzki tatsächlich spielte. Was er tatsächlich *tat*. Bei uns war er berühmt, weil er berühmt war.

Aus journalistischer Sicht gab es nicht viel Neues über Dirk Nowitzki zu berichten. Die Statistiken waren abrufbar, die Chronologie der Ereignisse, die Erfolge und Niederlagen bekannt, die Skandale und die Anekdoten oft erzählt. Es gab unfassbar viele Texte zu Nowitzki, es gab die Biografien auf dem Sitz neben mir, es gab Hunderte Interviews und Porträts, Hunderttausende Spielberichte. Dirk Nowitzki stand in der *Gala*, im *Spiegel* und in der *Westfalenpost*. In der *USA Today*, im *New Yorker*, in der *Pittsburgh Post-Gazette*. Die Geschichte, die erzählt wurde, war immer ähnlich: Ein Junge aus Würzburg wird allen Widerständen und Unwahrscheinlichkeiten zum Trotz einer der besten Basketballer der Welt. Mit der Hilfe seines verschroben-genialischen Mentors Holger Geschwindner geht er unkonventionelle Wege, trainiert in der Zurückgezogenheit einer oberfränkischen Schulturnhalle, bis er schließlich sein großes Ziel erreicht. Dirk Nowitzki hatte Ruhm, Respekt und scheinbar grenzenlosen Marketingwert. Ich mochte die Geschichte des freundlichen Helden, seine Kämpfe und Niederlagen, ein leuchtendes Heldenepos mit verzeihbaren, vielleicht sogar sympathischen Kratzern. Ich war froh über seinen Triumph. Seine Siege waren irgendwie auch meine.

Wie viele andere auch habe ich als Kind den Traum vom Profisport geträumt. Ich bin in Hagen aufgewachsen, am Rand des Ruhrgebiets. Sport war bei uns Basketball, es gab fast nichts anderes. Ich war neun, vielleicht zehn, als mir im Sommer 1984 mein Trainer Martin Grof in der winzigen Turnhalle der Finkeschule

den ersten Korbleger erklärte, rechts – links – hoch. Martin tat so, als sei das Spiel Musik und unsere Schritte der Takt, *tam-tam-tak*. Und noch mal: *tam-tam-tak*. Immer wieder.

Im Herbst darauf spielte ich mein erstes Spiel, D-Jugend, ich trug das Trikot mit der Nummer 14. Die hohen Nummern waren für die großen Spieler reserviert. Wir verloren haushoch.

An den Wochenenden ging ich mit meinem Vater zu den Bundesligaspielen des TSV Hagen 1860 in die enge und pickepa-ckevolle Ischelandhalle, 3000 Leute auf 1950 Plätzen, Brandschutz egal, überall auf Treppen und Aufgängen standen Leute. Ich sammelte die Eintrittskarten und Zeitungsschnipsel dieser Spiele und brüllte mir die Seele aus dem Leib. Von meinem Taschengeld abonnierte ich das Fachmagazin *Basketball*, das jeden Dienstag mit ein paar Tagen Verspätung Spielergebnisse, Punkteverteilungen und Tabellenstände lieferte. Ich erinnere mich an das raue Papier.

In unserer Stadt gab es zwei Bundesligisten, es gab erbitterte Derbys, bei den Duellen bebte die Halle. Im Foyer der Halle wurde geraucht und gegessen wie im Fußballstadion, der Rauch waberte nach oben. Noch heute kenne ich die Namen der Spieler von damals: der gewaltige Sly Kincheon, der Springer Keith Gray, die Litauer Rimas Kurtinaitis und Sergej Jovaiša von unserem Rivalen SSV, die ersten Ostblockspieler im Westen. Ich erinnere mich an einen Weihnachtsnachmittag bei meinem Schulkameraden Guido, dessen Vater Litauer war. Als ich ins Wohnzimmer trat, saßen drei riesige Männer um den Weihnachtsbaum und tranken Wodka aus Wassergläsern: Jovaiša, Kurtinaitis und die Centerlegende Arvidas Sabonis, zu Besuch aus Spanien. Basketball war überall.

Später verbündeten sich beide Klubs gegen den Rest der Liga, sie nannten sich Brandt Hagen, die örtliche Zwiebackfabrik sponserte den Laden. Ich erinnere mich an die Pokalsiegermannschaft von 1994, an Coach Krüsmann, die Scharfschützen Arnd Neuhaus, Adam Fiedler und an Keith Gatlin, den großartigen Point Guard der University of Maryland, den es nur nach Hagen verschlug, weil sein Mitspieler Len Bias kurz nach dem NBA-Draft an einer Überdosis Kokain gestorben war. Sippenhaft für ein ganzes Team. Aber jetzt spielte er für uns, für Hagen, und wie er spielte!

Ich erinnere mich gut daran, wie begeistert ich als Kind war. Basketball war das Spiel unserer Stadt, es war das Spiel der großen weiten Welt. Ich erinnere mich an den Geruch der Turnhalle Friedensstraße, die Weichbodenmatten, die Sprossenwände, die Spiele am Sonntagmorgen. Das Malzbier danach. Die langen Tage in den Hallen, die Sommer auf den Freiplätzen. Basketballer waren anders als die Fußballer, unter Basketballern herrschte ein guter Tonfall, ein guter Witz. Basketball war clever, Basketball war smart. Ich erinnere mich an die Körper in Kurven, die fliegenden Menschen, den Rhythmus, den Takt. Zuerst war ich Fan, später wurde ich Spieler.

Eine Profikarriere war jahrelang mein Ziel, Schule und Bücher waren mir egal. Sämtliche meiner Freunde spielten Basketball, meine erste Freundin Marta war Point Guard, erste Liga, Nationalmannschaft. Die Jungs und ich trugen Chicago-Bulls-T-Shirts, an unseren Wänden hingen Scottie-Pippen-Poster. An besonderen Tagen ließen wir uns von unseren Eltern zu den Europaliga-Spielen von Bayer Leverkusen fahren und sahen Henning Harnisch durch die Dopatka-Halle fliegen, wir trugen Stirnband und lange Haare wie er, wir sahen Mike Koch hustlen und Toni Kukoč von Benetton Treviso passen. Wir saugten alles auf, was an Basketball zu bekommen war, bestellten Air Jordans im Mail-order-Katalog, guckten wieder und wieder importierte Videokassetten einzelner NBA-Spiele und tauschten Sammelkarten von Topps und Upper Deck. Wir kannten die Namen und Legenden, aber wie in Amerika tatsächlich Basketball gespielt wurde, wussten wir nicht. NBA-Basketball schien uns nicht realistisch, nicht konkret, noch nicht einmal denkbar. Das Linoleum der Ischelandhalle war das maximal Erreichbare. »H A G E N« stand im Mittelpunkt, rot auf weißem Grund, der Mittelpunkt unserer Welt. In allen Hallen des Landes wurde so gedacht. In Braunschweig. Berlin. Leverkusen. Bamberg. Dirk Nowitzki würde das alles ändern.

Die professionellen Nachwuchsstrukturen deutscher Basketballvereine in den Neunzigern waren einfach: Man gab uns Spielern Trainingsanzüge und Busfahrkarten, und wir kamen täglich zum Training. Die Besten bekamen Handgeld und irgendwann

einen Profivertrag, der ihnen das Studium finanzierte. Reich wurde niemand. Für die Kondition rannten wir durch den Fleyer Wald, sprinteten die Stadionstufen hinauf, für die Kraft stemmten wir Gewichte in einer Muskelbude in Hallennähe, für den Teamgeist stand eine Kiste Andreas Pils in der Kabine oder im Bus. Wir gewannen mehr Spiele, als wir verloren. Wir waren nicht schlecht, wir hielten uns für die Besten.

Mit ungefähr 15 traf ich in einem Spiel einen Dreipunktewurf vom linken Flügel, Brandt Hagen gegen den UBC Münster, die Uhr lief ab, wenn ich mich richtig erinnere, und mein Trainer wechselte mich sofort aus und ermahnte mich: Ich sei ein großer Spieler, mein Platz sei unter dem Korb, ich dürfe allenfalls aus der Mitteldistanz werfen. Distanzwürfe waren etwas für unseren Aufbauspieler Marko Pešić. »Wer trifft, hat recht«, murmelte ich, setzte mich aber füglich auf die Bank.

Wir kannten Basketball damals als regelhaftes Spiel mit klaren Rollenverteilungen für jeden Spieler, mit eindeutig zugeordneten Positionen und Funktionen im Mannschaftsgefüge, cholerischen Trainern und Merksätzen wie »*Mit Angriff gewinnt man Spiele, mit Verteidigung gewinnt man Meisterschaften*«. Die Laufwege waren vorgegeben, Disziplin wurde vorausgesetzt und Vereinsmeierei gehörte dazu. Unsere Coaches schworen auf physische Verteidigung und klar festgelegte Spielzüge im Angriff. Wir Spieler taten, was wir tun mussten. In Hagen wurde gut und enthusiastisch Basketball gespielt, das Spiel *bedeutete* in meiner Stadt etwas. Aber wir spielten nicht, um am Ende einen Punkt mehr erzielt zu haben als der Gegner. Wir spielten, um dem Gegner einen Punkt weniger zu gestatten. Man verwendete die Strategien, die man seit Ewigkeiten kannte, und nannte es das »richtige« Spiel, wir spielten altmodisch und nannten es *oldschool*.

Vielleicht wäre ich ein guter Distanzschütze geworden, wenn man mich hätte werfen lassen. Vielleicht wäre ich höher gesprungen, wenn wir anders trainiert hätten. Vielleicht hätte ich ein anderer Basketballspieler sein können. Aber es war vermutlich viel einfacher: Ich war zu klein, nicht eiskalt genug, wahrscheinlich konnte ich nicht gut genug mit Leistungsdruck umgehen.

Ich war nicht geistesgegenwärtig in meinen Bewegungen, statt mit intuitiver Zuversicht spielte ich mit ständig bewusster Angst vor dem Scheitern. Ich war ganz einfach körperlich und mental nicht gemacht für diese Sportart auf höchstem Niveau. Im Sommer 1994 hörte ich auf, an meinen Traum zu glauben. Meine Trikots aus jenen Jahren habe ich heute noch, sie liegen ganz hinten im Schrank. Ich machte Zivildienst und zog weg, um zu studieren. Meine Basketballkarriere endete, ehe sie richtig begann. Solche wie mich gibt es viele.

Genau zu dieser Zeit betrat Dirk Nowitzki das Spielfeld. 1994 hörte man zum ersten Mal Gerüchte von einem talentierten Jungen aus Würzburg, Jahrgang 1978, knapp zwei Meter groß, sehr beweglich und mit exzellentem Wurf. In den Turnhallen des Landes erzählte man sich, dass er das Zeug zum besten Spieler Deutschlands habe. Sogar Europas. Besser noch als Harnisch, als Dejan Bodiroga vielleicht, möglicherweise auf dem Level eines Toni Kukoč, der Spinne von Split.

Auch in Hagen hatte man angefangen, das Spiel anders und moderner zu denken. Hagen hatte Bernd Kruel und Matthias Grothe, zwei große und bewegliche Spieler, die positionsloser und beweglicher spielen durften. Grothe war der gleiche Jahrgang wie Nowitzki, ein Forward mit Physis und Finesse und einem fiesen Dreier. Kruel konnte werfen und war ähnlich groß und beweglich wie Dirk. Beide hatten vor allem keine Angst, sie dachten das Spiel richtig. Sie hatten keine Angst, zu verlieren.

Ich tauschte die Basketballschuhe gegen Laufschuhe, traf meine spätere Frau, eine Tennisspielerin, und zog mit ihr nach Hamburg. Ich hatte meine Jugend mit diesem großartigen Spiel verbracht, aber wir hatten uns enttäuscht und auseinandergelebt. Irgendwann fand ich mit der Literatur etwas, das mir ähnlich viel bedeutete wie das Spiel. Mein Gefühl für Basketball, sagen wir ruhig: meine Liebe, hatte sich abgekühlt, aber selbst als ich meinen alten Traum längst aufgegeben hatte, erinnerte sich mein Körper an das Spiel, eine Art Muskelerinnerung, ein eigentümlicher Phantomschmerz: Immer noch wusste ich genau, wie sich ein Korbleger anfühlt, *tam-tam-tak*, rechts – links – hoch, immer

noch spürte ich die Dichte des Spiels, die Spannungsbögen und das Drama, immer noch zählte ich die Sekunden herunter, 3-2-1, und warf dann mit der Schluss sirene die zusammengeknüllten Manuskriptseiten in den Mülleimer. Swish.

Zumindest ging es mir so bis zum 13. September 1998.

An jenem Septembertag war ich zu Besuch in Hagen. Heimaturlaub. Mein Vater hatte ein Ticket besorgt wie früher, Ischelandhalle, Block E hinter dem Korb. Vor dem Spiel tranken wir im Foyer der Halle ein Bier. Fachsimpeleien und Frotzeleien. Alle sprachen von diesem Nowitzki – oder wie der hieß. War der Pole? War der wirklich so gut? Als wir dann etwas früher als sonst unser Bier ausgetrunken hatten und in das Neonlicht und den Lärm der Halle hineintraten, beäugten alle das Aufwärmprogramm der jungen Würzburger: Demond Greene, Robert Garrett, Marvin Willoughby. Und eben Dirk Nowitzki.

Ihrer Trainingsgruppe eilte damals das Vorurteil voraus, dass sie das Spiel nicht »richtig« spiele, sondern wild. Wobei »wild« für alles stand, was man im deutschen Basketball noch nicht zusammendachte: Geschwindigkeit, Mathematik, Psychologie, Takt, Taktik, Freude, Improvisation. *Das moderne Spiel*. Offiziell stand Klaus Perneker an der Seitenlinie, Holger Geschwindner war eine Art Schattentrainer: ohne gültige Lizenz, aber mit Zukunftsvision. Nowitzki warf sich ein. War er wirklich so besonders, wie alle sagten? Hagener sind kritisch. Das Spiel war nicht ausverkauft, daran erinnere ich mich.

Und dann sah ich Dirk Nowitzki zum ersten Mal tatsächlich spielen.

Er war jetzt 2,13 Meter und musste sich längst nicht mehr an die Rollen und Regeln halten, an die man in Deutschland glaubte: große und schwere Spieler unter den Korb, kleine und schnelle nach außen. Weil an jenem Sonntag schon klar war, dass Dirk Nowitzki demnächst nach Amerika in die NBA wechseln würde, warfen Grothe und Kruel und Hagen ihm alles entgegen, was wir hatten. Ich sage wir, weil ich hoffte, dass Hagen gewinnen würde. Die Geschichte des Underdogs war unsere Geschichte.

Die drei kannten sich aus der Jugendnationalmannschaft, erst

vor ein paar Wochen hatten sie während der U22-Europameisterschaften in Trapani miteinander gespielt, und vor ein paar Monaten, bei einem Showspiel für Nike in Dortmund, hatten alle drei gemeinsam in der Starting Five gestanden. Eine Auswahl deutscher Talente hatte gegen ihre großen Idole gespielt, gegen die Vertragsathleten Scottie Pippen und Charles Barkley, Vin Baker, Reggie Miller, Gary Payton und Dirks späteren Point Guard Jason Kidd. Die Amerikaner waren über Paris nach Deutschland gekommen, hatten sich in ihren Hotels gelangweilt, sie hatten Porsches auf der deutschen Autobahn ausgefahren und anschließend Rottweiler und Kleinflugzeuge gekauft. Wenn wir ehrlich waren: Unsere Amerikaner waren zweite Liga, aber Barkley und Pippen waren die besten der Welt. Der Hagener Journalist Frank Buschmann hatte im knietiefen Trockeneisnebel gestanden und den Deutschen die großen Stars vorgestellt. Dirk Nowitzki hatte bei einem Fast Break über Barkley gedunkt, was später zu einer wichtigen Anekdote werden würde. Barkley würde sie noch Jahre später erzählen, und Dirk würde darin immer besser werden, je weiter das Spiel zurücklag.

Der Sportreporter Marc Stein, in jenen Tagen der Mavericks-Beat-Writer der *Dallas Morning News* und später ein guter Freund der Nowitzkis, hatte sich in jenem Spätsommer entschieden, auf seinem jährlichen Reportagetrip durch englische Fußballstadien einen Abstecher nach Würzburg zu machen. Auf eigene Kosten. Die NBA befand sich im Spielerstreik, und Stein war neugierig. Er wollte sich ansehen, woher der rätselhafte Spieler kam, den die Mavericks im Draft ausgewählt hatten. Wer dieser Spieler überhaupt war. Ob er überhaupt etwas taugte. Stein war interessiert, er mochte Europa und europäische Spieler.

In der Würzburger Halle hatte Stein vor zwei Tagen die DJK s.Oliver Würzburg X-Rays gegen Bamberg spielen sehen. Nowitzki hatte zwölf Punkte erzielt, keinen Dreier getroffen, ein paar Rebounds geholt. Er hatte sich mit Jens-Uwe Gordon, dem Deutsch-Amerikaner der Bamberger, duelliert. Nichts wirklich Spektakuläres, aber die Würzburger hatten gewonnen. 79:66. Es sei erst sein drittes Spiel in der ersten Bundesliga gewesen, aber

man habe Nowitzkis Talent sehen können. »Ich hatte noch nie einen so großen Spieler gesehen, der so smooth aus der Distanz werfen konnte. Es gab einfach keine 2,13-Leute, die echte Dreier schützen waren.« Vor allem aber hatte Stein die Atmosphäre fasziniert. Die Fans hätten direkt am Spielfeldrand gesessen und gegrölt und gesungen, sagte Stein, wie beim Soccer, es sei um das Spiel gegangen. »*I loved it.*«

Holger Geschwindner war er zuvor schon einmal in Dallas begegnet, jetzt in Würzburg hatte er mit ihm Kontakt aufgenommen. Ein, zwei Tage später hatte Geschwindner ihn am Hotel Walfisch am Main eingesammelt – sie hätten eine bemerkenswerte Fahrt über die deutsche Autobahn unternommen. Von Würzburg nach Hagen. Ob ich schon einmal mit Holger Geschwindner Auto gefahren sei? Sie seien ins Ruhrgebiet gefahren, eine weitere winzige Halle und kein großer Firlefan, nur Basketball. Marc Stein hatte am 13. September 1998 also direkt am Feld der Hagener Ischellandhalle gesessen und sich das Spiel angesehen. Brandt Hagen gegen DJK Würzburg, wir müssen uns begegnet sein. Stein würde sich später daran erinnern, dass Dirk völlig unterzuckert gewesen sei und Geschwindner ihn mit Limo und Keksen wieder aufgepäppelt habe. Er habe allerdings sofort verstanden, warum die Mavericks Dirk Nowitzki unbedingt nach Dallas holen wollten.

Das Spiel war keine Schönheit. Ich erinnere mich an den bunten ZWACK-Schriftzug auf den Trikots der Hagener und an Nowitzkis Stirnband. Er war groß, er war schmal, aber er bewegte sich anders, war wendig, war schnell, und ließ sich nicht auf das kraftraubende Geschiebe und Geschubse unter dem Korb ein. Grothe und Kruel wechselten sich mit der Verteidigung Nowitzkis ab. Kurz vor Ende der ersten Halbzeit wurde Nowitzki vom massigen Center Burkhard Steinbach freigeblockt und bekam den Ball perfekt auf dem rechten Flügel. Grothe kämpfte sich um Steinbachs Block herum und hastete hinaus an die Dreierlinie. Nowitzki sah ihn kommen, deutete den Wurf an, ließ Grothe fliegen und hatte freie Sicht auf den Korb. Anders als jeder Basketballer, den ich damals kannte, ging er etwas tiefer in die Knie, senkte den Schwerpunkt seines Körpers etwas weiter nach unten und konzentrierte sich.

Kruel hatte Grothe springen sehen, sich von seinem Gegenspieler James Gatewood gelöst, um auszuhelfen, und war mit zwei, drei langen Schritten bei Nowitzki, die Arme hochgerissen, der Mund sperrangelweit auf, die Augen auf dem Ball. Nowitzki sah Kruel heranstürmen, er zeigte ihm kurz den Ball, eine winzige Andeutung nur, und auch Kruel hob ab, weil er mit dem Wurf rechnete, den jeder andere Spieler jetzt genommen hätte. Nowitzki wusste, was er tun wollte. Er sah sich die Szene an: Kruel segelte an ihm vorbei, unwiederbringlich abgehoben, ausgeliefert an Physik und Naturgesetz, und auch Grothe in seinem Rücken war immer noch mit sich und der Schwerkraft beschäftigt. Gatewood an der Freiwurflinie war komplett offen, Steinbach wuchtete seine 120 Kilo unter den Korb. Das Spiel war aus dem Gleichgewicht. Nowitzki konnte in diesem winzigen Sekundenzehntel alles tun, was er wollte. Er entschied.

Und er entschied sich für eine Bewegung, die wir über die nächsten 20 Jahre Hunderte, Tausende Male sehen würden. Damals kam mir das ungewöhnlich vor, mehr nicht. Nowitzki nahm den angetäuschten Ball aus der Luft und setzte ihn hart auf den Boden. Zwei kleine justierende Schritte weg von seinen Gegenspielern, wieder ging er in die Knie, und dann bewegten sich der Ball und Dirk für die Winzigkeit eines Augenblicks in vollkommener Synchronizität nach oben. Der Ball schnellte vom Boden hoch in seine linke Hand, Nowitzki brachte sich und seine Wurfhand in dem genau richtigen Sekundenzehntel unter den steigenden Ball, er machte sich den Schwung zu eigen, *Tak-ta-damm*, ein perfekter Daktylus, der Ball wog jetzt nichts mehr, fast nichts zumindest, er arbeitete Nowitzki zu, und Nowitzki musste nur noch die Richtung feinjustieren. Es ging um die feinsten Details. Er hob ab, stand hoch über allen in der Luft, die Finger gespreizt, über Grothes Erstaunen und Bernd Kruels Erkenntnis, dass es bereits zu spät war, der Ball verließ die Hand über Zeigefinger und Ringfinger wie auf Schienen, der Bogen war hoch und klar. *Swish*.

Dirk Nowitzki traf an diesem Abend nur diesen einen von seinen sechs Dreierversuchen, so steht es in der Statistik. Aber

man ahnte, dass er auch alle anderen hätte treffen können. Am Ende hatte er achtzehn Punkte erzielt und acht Rebounds eingesammelt. Er war groß, schnell und clever, er konnte von überall werfen und treffen, er dribbelte und fand seine freien Mitspieler – er beherrschte das Spiel auf allen Ebenen. Einmal lief er einen der typischen Würzburger Fast Breaks durch, schnitt um Bernd Kruel herum zum Korb und hämmerte das Ding über den Kopf seines Gegenspielers in den Korb. Die Kameras klickten, Kruel hat dieses Bild heute noch in einem Karton auf dem Wohnzimmerschrank. Es war Nowitzkis vierter Einsatz in der Bundesliga, er war gerade erst zwanzig geworden, noch war er zu leicht und zu schmal, aber er war bereits die zentrale Figur der Würzburger.

Mein altes Team gewann das Spiel gegen Würzburg, aber wir hatten die Zukunft des Spiels gesehen, ohne es zu wissen. »Nicht schlecht«, sagte mein Vater. »Das war ein nicht geahndeter Schrittfehler«, sagte Bernd Kruel. »Anders ist es nicht zu erklären, dass er so an mir vorbeigeht.« Bernd Kruel und Matthias Grothe wurden sehr gute Basketballspieler. Kruel spielte zwanzig Jahre lang in der Bundesliga, Grothe wurde in unserer Stadt zur Legende (er starb 2017 viel zu früh, und Dirk war still und ergriffen, als er von Matzes Tod erfuhr). Und zurück in Dallas berichtete Marc Stein, dass man sich keine Sorgen machen müsse. Dirk habe Skills, die man nicht lehren könne. Nowitzki schien die Struktur des Spiels besser lesen zu können, er schien es *anders* zu denken. Etwas unterschied ihn von den anderen Basketballspielern, die wir damals kannten. Wie fundamental dieser Unterschied war, war mir damals nicht klar. Dirk Nowitzki würde all das sein, was wir uns noch nicht einmal vorstellen konnten.

Von diesem Tag an hatte ich Dirk Nowitzkis Weg verfolgt. Mir nachts seine großen Spiele und schlimmen Niederlagen angesehen, erst in stockenden Livetickern, dann in illegalen Streams, später auf den offiziellen Kanälen. Jeden Morgen hatte ich die Statistiken studiert. Auch in den Jahren, in denen ich mich eigentlich nicht mehr obsessiv für Basketball interessierte und keine Turnhallen betrat. Bei seinen Spielen für die Nationalmannschaft habe ich immer vor dem Fernseher gesessen.

Ich war damit nicht allein. Jeder Basketballer, jede Basketballerin in Deutschland hat ihre Nowitzki-Momente, Momente des Starrens, Wartens, Staunens, explodierenden Jubels. In der Psychologie nennt man dieses Phänomen »Flashbulb Memories«: emotionale, detailreiche Erinnerungen an besondere Ereignisse, die immer wieder aus den Tiefen des Gedächtnisses hervorgeholt werden. Gewollt oder ungewollt. Erinnerungen, die lebhafter werden, je öfter man sich erinnert, je häufiger man von ihnen erzählt, Geschichten, die mit jedem neuerlichen Erzählen konkreter und detailreicher werden. In diesen Augenblicken, schreibt der Schriftsteller David Foster Wallace in seinem grandiosen Essay über den Tennisspieler Roger Federer, »klappt einem die Kinnlade runter, man bekommt Stielaugen und produziert Geräusche, die Partner aus Nebenzimmern herbeieilen lassen, um nachzuschauen, ob alles in Ordnung ist. Federermomente fallen intensiver aus, wenn man selbst genug Tennis gespielt hat, um zu wissen, dass das, wobei man ihn gerade beobachtet hat, unmöglich ist. Jeder von uns hat Beispiele parat.«

Für Basketballer ist das ähnlich. In Basketballdeutschland kennt jeder jemanden, der mit Dirk zusammengespield hat, *two degrees of separation*. Wir alle haben den Wandel des Spiels beobachtet, in dessen Zentrum Nowitzki und sein Coach gestanden haben. Die Dellen in seiner Laufbahn, die Tiefpunkte. Geschwindners Steuersache. Die Miami-Serie 2006. Die Crystal-Taylor-Geschichte in den Schmierblättern.

Der Wurf über Jorge Garbajosa im Europameisterschaftshalbfinale gegen Spanien, die Weltmeisterschaft von Indianapolis von 2002, die Standing Ovationen von Belgrad 2005, die Olympia-Qualifikation gegen Puerto Rico 2008. Die Olympischen Spiele 2008.

Die Meisterschaft der Mavericks 2011 haben wir gemeinsam in Kneipen, Vereinsheimen und Wohnzimmern gesehen und uns verstohlen die Tränen aus den Augenwinkeln gewischt. Wir alle erinnern uns an den frühen Juni 2011. An Dirks Stutterstep gegen Chris Bosh, den Wurf mit links, dem verletzten linken Mittelfinger, mit Brett, der sanfte Touch, *kiss off the glass*, der Diamant der Meisterschaft. Als Dirk Nowitzki es endlich geschafft hatte,

Dallas, 5. Mai 2012

17:00 Media Availability
Locherköcher

Dick Moritz:

- wie wichtig fällt es dir heute
Sieg / dein Nickname an? In
Gefahr von letzten Jahr?
→ wäre gerne im Konvention sein.
→ ist es schwierig, sich in diese
Jahre zu konzentrieren?

→ wieviel an so einem Playoffspiel
ist nur möglich, wenn es um ist
großen Sieg / das große Ziel geht?

Tower / Ziel

~~Stärke~~

→ um das Spiel mit einem
Team, weißt du schon, welche
Macht du haben wirst?
Was kann?

Rhodes

→ Wie sieht dein Tag aus?
→ Schlafst du gut in solchen
Situations?
→

Tip-off

→ oder jemanden
Stefan
Hocher
Sefko
Zach
Price
Hadi
Benjamin
Korvin

hatten wir es geschafft. Es fühlte sich so an, als hätten wir selbst gewonnen. Wir alle haben zugesehen und mitgelitten.

Auf dem Bildschirm vor mir erreichte unser Flugzeug die großen Seen und den Mittleren Westen, später die Plateaus von Kentucky, *flyover country*, das amerikanische Nichts, und dann endlich Texas mit seinen Ölpumpen, kilometerweiten Äckern und Lagerhäusern. Wir kamen der Sache näher.

Auf der Titelseite der *Dallas Morning News*, die mir mein Sitznachbar in die Hand drückte, war von einem Must-win die Rede, »Gotta Have It« stand dort. Heute Abend würden die Mavericks das vorentscheidende Playoff-Spiel gegen die Oklahoma City Thunder spielen, der amtierende Meister gegen das junge Team, dem die Zukunft zu gehören schien. Kevin Durant, James Harden und Russell Westbrook waren allesamt zukünftige Superstars, die später jeder für sich ihre Teams tragen würden, aber jetzt spielten sie noch zusammen: drei zukünftige MVPs in einem Team. Heute Abend nun mussten die Mavericks gewinnen, denn drei Nieder-

lagen wären unmöglich wieder aufzuholen. Nach dem Spiel sollte Dirk Nowitzki kurz Zeit für ein Gespräch haben, das hatten die Mavericks mir zugesagt, also kritzelte ich meine Fragen in mein Notizbuch. Ich nahm mir vor, mit ihm nicht nur über Sport zu reden.

Meine Jahre mit Dirk Nowitzki begannen, wo sie auch enden würden: am Flughafen Dallas/Fort Worth. Als ich aus der Ankunftshalle ins Freie trat, packte mich die Hitze am Kragen. Ich war viel zu warm angezogen für Texas im Frühjahr. Am Himmel war keine einzige Wolke zu sehen, die Betonflächen und Glasfassaden waren in ein brennend blaues Licht getaucht. Ich packte meine Jacke ein, rollte die Hemdsärmel auf und winkte ein Taxi. Ich war hier, es konnte losgehen.

SAINT DIRK



Manchmal gibt einem der Zufall seine Antworten, ehe man seine Fragen gestellt hat. Der Taxifahrer, der mich vom Flughafen in die Innenstadt bringen sollte, hieß Haile, war Mitte vierzig und stammte aus Eritrea. Er glaubte an Gott, Großzügigkeit und – natürlich – Dirk Nowitzki. Haile trug ein blaues T-Shirt mit Nowitzkis Rückennummer 41. Sein Taxi roch nach Süßholz, an seinem Rückspiegel baumelte ein Rosenkranz aus blau-weißen Plastikperlen, den Farben der Dallas Mavericks. Auf dem Armaturenbrett klebte eine Christophorus-Plakette, der heilige Schutzpatron der Autofahrer. Direkt daneben: eine goldgerahmte Autogrammkarte von Dirk Nowitzki mit langen Haaren und Stirnband.

Dass Nowitzki der Grund für meinen Besuch in Dallas war, konnte der Taxifahrer nicht wissen, als er »*Saint Dirk*« sagte und lächelte, »*savior of Dallas basketball*«. Der Verkehr auf dem Highway vom DFW Airport Richtung Innenstadt war dickflüssig, die Sonne stand steil auf dem Asphalt, die Klimaanlage des Taxis jammernte. Haile hupte und fluchte und reichte mir Lakritz. Warum ich nach Dallas gekommen sei, fragte er. Um Dirk Nowitzki zu treffen, erklärte ich und nickte Richtung Armaturenbrett, Richtung blau-weißer Rosenkranz, es seien ja jetzt Playoffs. Haile drehte sich in voller Fahrt um und starrte mich fassungslos an.

»*You're meeting Dirk? Are you fucking joking?*«

Wir rasten Richtung Dallas, und Haile beantwortete mir sämtliche Fragen mit Enthusiasmus. Er hatte den übertollen Highway verlassen und fuhr auf Schleichwegen zum American Airlines Center. Das Taxi kurvte durch Wohngebiete, Industriebrachen, hier Kakteent, da ein ausgetrocknetes Flussbett, rechts und links der Straße lagen Fast-Food-Ketten-Filialen, auf den nackten Stromleitungen saßen Vögel, die wie Geier aussahen. Konnte das sein? Parkplätze,

Hochhäuser, Parkplätze. Die amerikanischen Flaggen flappten im Wind. Auf den ersten Blick war Dallas keine schöne Stadt.

Haile wusste alles über Dirk. Wir hauten uns die großen Momente seiner Karriere um die Ohren: Er erzählte von Indianapolis 2002, Deutschlands Weltmeisterschaftsbronze und Nowitzkis Auszeichnung zum wertvollsten Spieler des Turniers. Damals habe er in einem Vorort von Indianapolis gelebt und sei zu den Spielen gefahren. Der Eintritt sei fast umsonst gewesen, Dirk Nowitzki sei ihm damals zum ersten Mal aufgefallen. Er möge Deutschland, sein Bruder habe mal in Düsseldorf gelebt. »*Do you know Düsseldorf?*«

Ich erzählte vom Europameisterschaftsfinale 2005 und wie das Publikum in der Belgrad-Arena kurz vor Ende des verlorenen Finales gegen die Griechen geschlossen aufstand und minutenlang applaudierte, als Nowitzki ausgewechselt wurde. Von Dirk nach der verlorenen Meisterschaft 2006: wie er in den Katakomben verschwand, die Hände über dem Kopf, als hätte er gerade einen Schlag in den Magen bekommen, als ränge er um Luft.

»*Here we are*«, sagte Haile und parkte an der Victory Lane. Er war sich sicher, dass Dirk heute gewinnen würde. Er rechnete fest mit ihm, er lachte sein gläubiges Lachen. »*Welcome to the church of Nowitzki*.«

Ich zahlte, Haile öffnete mir die Tür, dann stand ich vor dem Eingang. Ein riesiges Banner zog sich über das Seitenportal, darauf ein brüllender Dirk und der Playoff-Schlachtruf der Mavericks: *Dallas is all in*. Ich kannte diese Arena aus zahllosen Übertragungen, die rote Backsteinfront, ich hatte sie Hunderte Male gesehen, von außen, von innen, jetzt hatte ich den Eindruck, in eine Filmkulisse zu treten. Mir wurde klar, dass ich nicht nur für ein Interview nach Dallas geflogen war – ich war hier, weil ich Zeuge einer Heldentat werden wollte. Heute war der Tag, an dem Nowitzki die Mavericks zurück auf die Siegerstraße führen würde. Das sah meine Vorstellung so vor. Haile stellte meinen Koffer auf den Bürgersteig und gab mir seine Telefonnummer. »Ein Freund von Dirk ist ein Freund von mir«, sagte er. »*Call me*.«

Ich war spät dran, das Spiel würde in ein paar Minuten begin-

nen. Der Flug steckte mir in den Knochen, ich hastete durch die Katakomben, aber als ich den Innenraum des American Airlines Center betrat, schräg gegenüber der Bank der Mavericks, schlug mir eine unfassbare Begeisterung entgegen: Dirk, immer wieder Dirk, alles war blau und weiß und einundvierzig. Eine solche Intensität hatte ich nicht erwartet, in der Luft lag der Duft von Popcorn und flüssiger Butter, von Hoffnung und Siegesgewissheit. Ich hörte die Hymne, sah das Feuerwerk, als die Halle zum Einzug des Teams explodierte – aber schon im ersten Viertel ließ das Spiel selbst die Luft aus dieser perfekten Inszenierung.

Es lief nicht rund bei den Mavericks, auch nicht bei Nowitzki. Ich war zu müde, um die komplexe taktische Textur der Begegnung zu begreifen, aber ich sah, dass die Mavericks strauchelten. Nowitzki wurde ausgewechselt. Die zweite Halbzeit verbrachte ich abwechselnd vor einem Fernseher in einer Hausmeisternische in den Katakomben und in der Pressebox im sechsten Stock hoch oben unter dem Hallendach. Wir sahen den Sieg auf flackern den Bildschirmen außer Reichweite geraten. Die Mavericks fanden keinen Zugang zum Spiel, sie bekamen es nicht in den Griff. Ich hörte das frenetische Tippen der amerikanischen Journalisten um mich herum, notierte Spielstände und das Schimpfen des Hausmeisters, aber dann war es vorbei und verloren, 79:95. Keine Heldentat heute.

Nach dem Spiel saß ich im Presseraum und wartete auf Nowitzki, der nach jedem wichtigen Spiel vor die Journalisten treten musste. Das war der Job des besten Spielers. Ich blätterte durch meine Notizen und meine Fragen: nach seinen Ritualen. Nach der Langeweile des Lebens als Profisportler. Der Bedeutung seiner Hautfarbe für seine Berühmtheit, der Bedeutung von Rasse im Sport. Ob ihn manchmal Geldsorgen plagten (die Sorge, was man mit knapp zwanzig Millionen Dollar pro Jahr anfangen soll). Wie man all die Jahre lang die Konzentration bei der Arbeit so unfassbar hochhalten konnte. Ob Basketball ihm immer noch Spaß bereite. Ob er für andere Prominente Sympathie empfand (oder nur dasselbe Leid teilte). Wann der erste Paparazzo vor seiner Tür aufgetaucht sei. Was man denkt, wenn die *BILD* Polizeifotos der

Ex-Freundin abdruckt oder wenn sämtliche Zeitungen über die Steuerangelegenheiten seines Trainers berichteten. Ob er sich selbst so bodenständig finde, wie alle immer sagten. Ob das überhaupt ein Wort sei, das er verwende: »bodenständig«? Wie oft er das alles verfluche. Was ihn am meisten schmerze. Wem man vertrauen könne. Was echt war und was falsch.

Nach ein paar Minuten kam Sarah Melton, die Pressechefin der Mavericks, und sagte, dass es heute kein Interview geben würde, nicht nach so einer Niederlage. Die Pressekonferenz müsse genügen. Aber ich hätte fünfundzwanzig, vielleicht dreißig Sekunden nach der Pressekonferenz, um mich vorzustellen. »Dirk weiß gerne, wer da ist«, sagte sie. Nowitzki betrat den Raum, klemmte sich hinter das Podium und beantwortete sämtliche Fragen mit angestrengter Höflichkeit. Nach fünf Minuten brach Melton die nüchterne Darbietung ab. Als Nowitzki den Presseraum frustriert verließ, rannte ich hinterher und stellte ihm im Gang – ohne mich vorzustellen – eine Frage, die zu dämlich war, um sie hier aufzuschreiben. Nowitzki sah mich entgeistert an, sammelte sich aber sofort wieder und unterschrieb den Basketball eines kleinen Jungen. »*Good night, buddy*«, sagte er. Dann war er verschwunden.



Noch zwei Tage bis zum alles entscheidenden Spiel, und ich lief durch Dallas, ohne Nowitzki zu treffen. Es sei unklar, wann er Zeit haben würde. Ob es überhaupt klappen würde. Die Mavericks waren amtierender Meister, die Erwartungen waren hoch und der Presserummel riesig. Sie lagen 0:3 hinten, die Haut war dünn. Ich war unter Zugzwang, ich war 8500 Kilometer geflogen und schuldet dem Magazin eine Begegnungsgeschichte. Wenn ich erst mal in Dallas wäre, so hatte ich gehofft, würde das eine zum anderen führen. Ich nervte die Presseabteilung, sie stellten mir wieder ein Gespräch in Aussicht. *When?*

We'll see.

Ich rief Haile, den Taxifahrer, an und fuhr mit ihm durch die Stadt, redete mit Barfrauen, Bibliothekaren, betrunkenen Fans. Er

erklärte mir die Stadt. Love Field. Die Latinos von Oak Cliff. Die Villen von Preston Hollow. University Park. Öl und Business. Mexikaner und Kolumbianer. Die metallisch verspiegelten Fenster der Innenstadt. Ich sammelte Stimmen, ich redete über Dirk statt mit ihm. Es war immer dasselbe: Dirk, Dirk, Dirk, Bürgermeister der Herzen, Dirk ist unglaublich, Dirk ist sympathisch, Dirk ist einer von uns (jeder hier nannte ihn Dirk – mit ö). Das Securitypersonal an der Halle grüßte auf Deutsch. Manchmal fingen die Leute unvermittelt an zu singen: *We are the Champions!* Wie Nowitzki auf dem Paradebalkon nach der Meisterschaft.

Ich rannte um den Golfplatz am Stevens Park und den Trinity River entlang, vorbei am riesigen Gefängnis und den Bail-Bonds-Buden. Es war heiß, manchmal brach der Bürgersteig einfach ab. Dallas war für Autofahrer gemacht. Es gab feudale Villenviertel, arme Hütten, es gab Autobahnen und Brücken, Brücken, Brücken, nur eins gab es nicht: jemanden, der Dirk Nowitzki nicht kannte, der keine persönliche Geschichte zu erzählen hatte. Geschweige denn einen Dirk-Kritiker oder Dirk-Hater (erst sieben Jahre später, am Tag seines letzten Heimspiels, würde ich einen finden). Mit der Meisterschaft schienen alle Kritiker verstummt zu sein.

Am Morgen des zweiten Tages kam ich an der Auffahrt des Hotels mit einem Parkwächter namens Shane Shelley ins Gespräch. Shelley war ein hagerer Mann, der sich bewegte wie ein ehemaliger Basketballer. Er hatte drei Jobs, drei Kinder und eine Sechzig-Stunden-Woche. Er war Diabetiker, aber hatte sich längst daran gewöhnt. Er war genauso groß wie ich, 1,95 Meter, aber er war an der Cedar Hill High School Shooting Guard gewesen. Jetzt spielte er nur noch selten. Das rote Polohemd seiner Firma flatterte um seinen Körper, *MetroParking*, er sah müde aus, aber er war hellwach vor Begeisterung. Er sei, sagte er, fast genauso alt wie Dirk Nowitzki: geboren am 3. Oktober 1978 in Dallas, Texas.

Shane hatte in dieser Woche Frühschicht, ich war noch auf deutscher Zeit, also standen wir zusammen in der Dämmerung und sahen auf die schimmernde Skyline von Dallas. Die Sirenen heulten, wir tranken schwarzen Kaffee aus Pappbechern. Auch Shane erzählte von der Meisterschaft, weil alle, mit denen ich redete, ständig

mit leuchtenden Augen über die Meisterschaft sprachen. Von *ihrer* Meisterschaft. Von *ihrem* Dirk. Shelley aber beschrieb einzelne Spielsequenzen so detailliert, als hätte er sie selbst gespielt.

»Ich habe die Playoffs in meinem Wohnzimmer gesehen«, sagte er. »Das erste Spiel haben die Mavs verloren und als es im zweiten Spiel nach dem Dwyane-Wade-Dreier plus fünfzehn für Miami stand, bin ich zum Kühlschrank gegangen.« Seine Frau sei unterwegs gewesen, er habe alleine vor dem Fernseher gesessen und befürchtet, dass auch diese Finalserie den Bach runtergehen würde. »Ich war so deprimiert«, sagt er, »dass ich ein Sixpack vor mich auf den Tisch gestellt habe.« Coors Light, Diabetikerbier. Irgendjemand habe etwas tun müssen. Sobald er angefangen habe, zu trinken, hätten die Mavericks ihr Comeback gestartet.

»Ich habe getrunken«, sagte Shane, »und die Mavericks haben das Spiel gedreht.«

Er dribbelte einen imaginären Basketball um sein Parkwächterpult herum, täuschte an, drehte sich, ein fiktiver Reverse im Morgengrauen. Er wusste, dass seine Geschichte nicht wahrscheinlich klang, aber er erzählte sie gerne, weil sie funktioniert hatte. Weil seine Geschichte die *Wahrheit* war. »Meine Töchter haben geschlafen, ich habe Coors Light getrunken und die Mavericks haben gewonnen.« 95:93. In Miami. *Magical Drinking*.

Die nächste Woche sei großartig gewesen. Spiel drei hätten die Mavericks verloren, weil er in einer Bar mit Freunden hätte gucken müssen, aber bei allen anderen Spielen hätte er mit seinem Sixpack auf dem Sofa gesessen. Die letzten Sekunden des sechsten Spiels seien sehr emotional gewesen. »On the verge of tears«, sagte Shane Shelley und warf seinen leeren Kaffeebecher mit einem perfekten einbeinigen Fadeaway in die Mülltonne. »*Good morning*«, sagte er. »*Say hi to Dirk*.«

Selbst beim allmorgendlichen Training war Nowitzki nicht zu erwischen. Journalisten durften nicht zusehen, wenn die Mannschaft sich vorbereitete. Wir hörten die Kommandos aus der Halle, das Quietschen der Schuhe, das Donnern der Bälle, aber ein schwarzer Vorhang versperrte uns die Sicht. Wir standen unter der Tribüne und warteten (90 Prozent des Jobs ist Warterei: dass

sich die Kabinentüren öffnen, dass Flugzeuge abfliegen, Spiele entschieden werden und Pressekonferenzen beginnen). Wenn wir dann in die Halle gelassen wurden, war Dirk Nowitzki längst verschwunden. Ich sah zu, wie sich die Presse auf seine Mitspieler Jason Kidd und Jason Terry stürzte. Auf Coach Carlisle. Auf Vince Carter, auf die Bankspieler Brian Cardinal und Ian Mahinmi.

Die Spieler der Oklahoma City Thunder schlichen langsam durch die Katakomben der Halle, sie trugen Badeschlappen und zerknitterte T-Shirts, ihre Haare waren wirr, sie waren unrasiert. Alles an ihnen war Pose. Ihr Gang war schleppend, die jungen Athleten hinkten wie die Rentner. »Wir sind gerade erst aufgewacht, aber selbst in Adiletten reicht es für euch.« Aber wenn sie das Spielfeld betraten, waren sie hellwach. Sie arbeiteten sich konzentriert durch ihre Rituale, ihre Wurfspiele, ihre Handshakes und Respektsbekundungen. Coach Scott Brooks und seine Assistenten bereiteten ihr junges Team akribisch auf die älteren Mavericks vor. Durant, Harden und Westbrook strotzten vor Selbstbewusstsein, die Zeit war auf ihrer Seite. Nach dem Training alberten sie herum, sie warfen von der Mittellinie um lächerliche Geldbeträge, sie behandelten die Journalisten aus Oklahoma wie Kumpel und ignorierten den Rest. Durant hatte sein Trikot um den Hals gewickelt wie einen Schal. Die Thunder waren siegesgewiss.

Die Mavericks hingegen standen mit dem Rücken zur Wand – wenn sie das Spiel morgen verlören, wären sie raus. Jason Kidd gab sich gelassen, aber die Anspannung war ihm anzusehen. Es ging um mehr als eine Play-off-Serie, es ging um die Verteidigung der Meisterschaft, und nicht zuletzt um sehr viel Geld. Jason Terry klopfte Sprüche, aber der Tonfall war anders als im Jahr zuvor. Die Aura fehlte. Die *Dallas Morning News* forderte von den Mavericks, sich noch mehr auf Dirk zu verlassen. Während die restlichen Mavericks sich der Presse stellten, trainierte Nowitzki in einer verschlossenen Nebenhalle weiter. Die Presseleute der Mavericks hielten mich hin, wie sie alle Journalisten hinhielten. »*Dirk wants to focus*«, sagten sie, er müsse sich konzentrieren. »Er spricht nicht«, sagte Tomlin. »Er wirft.«

KATHEDRALE DER MÖGLICHKEIT

5. Mai 2012



Am Morgen des nächsten Spiels war ich viel zu früh dran. Am Lieferanteneingang der Arena stand kein Wachposten wie sonst, ich drückte gegen die schwere Metalltür. Sie war nur angelehnt. Nichts piepte, kein Alarm ging los. Im Treppenhaus war niemand, auch nicht in den Katakomben. Irgendwo klirrte Leergut, es roch nach kaltem Popcorn. Der lackierte Beton glänzte, als wäre gerade noch einmal durchgewischt worden für den großen und entscheidenden Abend. Ich schlich unter den ausfahrbaren Tribünen entlang, schob den schwarzen Vorhang zur Seite und betrat die Halle.

Im Innenraum der Arena war es dunkel, nur das Notlicht brannte. Leise surrte die Klimaanlage, es war kühl, fast kalt. Unter dem Parkett lag die Eisfläche für die Eishockeyspieler der Dallas Stars. Ich trat an den Rand des Spielfelds und war überrascht von meiner eigenen Feierlichkeit. Im Halbdunkel wirkte die riesige Arena ganz anders als beim verlorenen Spiel vor ein paar Tagen: sechs Ebenen bis unter die Decke, die Sitzreihen bis direkt ans Spielfeld. Der riesige Medienwürfel hing dunkel und dräuend über dem Feld, unzählige Boxen baumelten an dünnen Ketten und Drahtseilen von der Hallendecke. Hoch oben die Ehrentrikots von Rolando Blackman und Brad Davis, die Conference-Titel, die Division-Siege und über allem das Meisterbanner der Mavericks.

World Champion 2011.

Ich war allein, nur ein paar Luxussuiten auf der Gegengraden waren erleuchtet. Ich sah mich um, dann trat ich vorsichtig auf das Parkett, meine Schritte quietschten und knackten auf dem lackierten Holz. Langsam ging ich über das Spielfeld. *Nicht mit Straßenschuhen betreten.* Es war still, aber man ahnte die Lautstärke, man ahnte die Kraft. Heute Abend würde es leuchten und schillern und donnern. Im Mittelkreis blieb ich stehen. Hätte ich einen Ball ge-

habt, hätte ich geworfen – ich hätte getroffen, ich hätte meinen alten Traum erfüllt.

Ich stieg die Treppen der Tribüne hinauf, Schritt für Schritt, höher und höher. Im Dunkel der hinteren Reihen packte ich mein Notizbuch aus. Die Halle der Mavericks lag regungslos unter mir. Für Basketballer sind leere Arenen ergreifende Orte. Wir wissen, wie sich das Training anfühlt, das Keuchen, die brennenden Muskeln, wir hören das Quietschen der Schuhe. Das Geräusch des Balls, wenn er durch das Netz rauscht.

Swish. Swish. Swish.

Leere Hallen sind Kathedralen der Möglichkeit. Wir stellen uns vor, was sein könnte: entscheidende Würfe, große Siege, die Zuschauer dort, wo jetzt nur die grauen Sitzreihen waren. Ich saß im Dunkel und starrte in meine Erinnerungen, in all die Hallen, all die Schmerzen, all die verlorenen Spiele. Das Glück. Ich notierte mir, wie es hätte sein können, ich starrte in ein anderes Leben. All die Träume. Wäre ich ein anderer Spieler gewesen, etwas größer, schneller, biegsamer. Etwas schlauer, etwas kälter. Freier im Denken, gegenwärtiger im Moment, weniger gefangen in den üblichen Erzählmustern: welche Art Spieler ich war, was Basketball bedeutete und wie das Spiel gespielt wurde, vom Vorher und Nachher und dem Moment dazwischen. Das Parkett des American Airlines Center schimmerte.

Plötzlich ging das Licht an. Klack, klack, klack. Scheinwerfer tauchten die eine Hälfte des Spielfelds in ein kaltes Blau. Ein schmaler Junge in Mavericks-Uniform schob einen Ballständer über das Parkett. Vor dem Anschreibetisch blieb er stehen und rückte das Gestell sorgfältig zurecht. Sieben Bälle lagen auf dem Rack. Der Junge nahm einen nach dem anderen in die Hand, warf sie in die Luft, drehte sie, prüfte den Druck. Langsam kamen die Lampen auf Temperatur, das Licht wurde wärmer. Ich blieb, wo ich war. Ich war gar nicht da.

Dann traten zwei Gestalten aus dem Tunnel, eine in aufgekrempeelten Trainingshosen, eine in Jeans, eine in der Uniform der Mavericks, eine im karierten Hemd. Dirk Nowitzki und Holger Geschwindner. Der Coach zog seine Jacke aus und hängte sie über

einen Stuhl in der zweiten Reihe, Nowitzki stellte eine Wasserflasche auf den Boden an der Seitenlinie. Er ging zum *scorers table* und nahm einen Ball, drehte ihn in der Hand, entschied sich aber für einen anderen. Dann begannen sie.

Nahezu jeder Wurf war ein Treffer. Nowitzki warf mit rechts und mit links, aus der Zone und aus der langen Zweierdistanz, Dreier von links, von rechts, aus dem Nullwinkel, aus Drehungen und Spins, er wickelte den Ball um seinen Körper, er ging zwischen Würfen in die Hocke, er setzte den Ball auf den Boden, *tak, tak, tak*, justierte seine Schritte, *tak tadamm*, reagierte auf unsichtbare Gegner, täuschte, wie Gespenster der Vergangenheit flogen sie an ihm vorbei. *Grothe. Kruel*. Die Geister der Zukunft, Ibaka, Collison. Dazwischen Freiwürfe, immer wieder Freiwürfe.

Geschwindner fischte den Ball aus dem Netz, wieder und wieder, nur ab und zu zeigte er fast überdeutlich, was Nowitzki anders machen sollte: wie die Füße abzurollen wären, wie die Finger zu spreizen, wie der Körper unter den Ball zu bewegen sei. Von dort, wo ich saß, konnte ich nicht hören, was die beiden sagten, ob sie überhaupt miteinander sprachen, aber ihre Konzentration war auch hier oben im Dunkel zu spüren. Die Erhabenheit dieses Moments. Es ging um das Spiel heute Abend, den Ausgang einer Playoff-Serie, es ging um die Verteidigung der Meisterschaft. Es ging um die Vergangenheit, das Jetzt und die Jahre danach. Es ging um die kleinsten Details, den Körper, die Winkel, die Haltung seiner Finger. In diesem Augenblick ging es um alles, alles stand auf dem Spiel und niemand sah zu. Nur ich saß im Dunkel, unsichtbar, mein Notizbuch auf den Knien, und sah zu, wie Dirk Nowitzki und Holger Geschwindner sich vorbereiteten.

3036 MOCKINGBIRD LANE



Gegen Mittag stieg ich an der Mockingbird Lane aus Hailes Taxi. Als Geschwindner und Nowitzki mit dem Training fertig waren, hatte ich noch ein paar Minuten gewartet und mich dann aus der Halle geschlichen, aber kurz darauf klingelte mein Telefon und Geschwindner war dran. Er habe meine Nachricht erhalten, gegen Mittag sei er in einem Starbucks in der Nähe der Southern Methodist University.

»Kommen Sie dahin«, sagte er. »Dann reden wir.«

Der Treffpunkt lag an einer Mall, wie es sie überall in den USA gibt: Parkplätze, Nagelstudio, Pizzaservice, Handyladen, noch mehr Parkplätze. Die Flutlichtmasten des SMU-Football-Stadions ragten über die Dächer, der nahe Highway 75 rauschte. Als ich das Café betrat, sah ich ihn sofort: ein älterer Herr zwischen Studenten und ihren Lehrbüchern und MacBooks. Geschwindner trug das gleiche Hemd wie heute Morgen in der Halle. Graue Haare, kantiges Gesicht, 67 Jahre alt und kein Gramm zu viel auf den Rippen. Vor ihm lagen Zettel und Unterlagen, daneben standen zwei, drei Kaffeebecher. Er schrieb konzentriert in ein kleines Notizbuch, ein Professor für Germanistik, ein Daniel Düsentrrieb, ein Spezialist für alte Geschichte, ein Zukunftsvisionär. Geschwindner sah mich, nickte kurz und bedeutete mir, mich zu setzen. Dann schrieb er ungerührt weiter. Ich wartete, sein Telefon klingelte, »Bei der Arbeit«, sagte er, hörte ein paar Sekunden lang zu, nickte und legte dann auf. Irgendwann klaubte ich aus Verlegenheit ebenfalls mein Notizbuch aus der Tasche und notierte, dass auf den Pappbechern zwischen uns mit Filzschrift »Willie« gekritzelt stand.

Holger Geschwindner und ich waren uns schon einmal begegnet. In meinem Buch über ALBA Berlin hatte ich mir die Welt

der Profibasketballer angesehen und mitgeschrieben, ich war meiner Nostalgie für die Sportart auf den Grund gegangen. Mithat Demirel, der Sportdirektor des Klubs, war jahrelang Nowitzkis Mitspieler und Zimmerkollege bei der Nationalmannschaft gewesen, vor allem aber war er ein straßenschlauer Stratege. Geschwindner und er hatten sich immer gut verstanden, und Demirel hatte gefunden, dass wir uns kennenlernen sollten.

Der Plan war nicht aufgegangen. Bei einem Auswärtsspiel der Berliner in Bamberg hatte Mithat uns nebeneinandergesetzt, aber es war keine richtige Begegnung entstanden. Geschwindner lebte zu dieser Zeit ein paar Kilometer von Bamberg entfernt auf dem Land. Er trug einen bunten Filzhut, der irgendwie fernöstlich anmutete (Mongolei, wird er mir später erklären). Er ließ den ganzen Abend über seine Jacke an, es sah aus, als wäre er lieber woanders. Das Spiel war hundsmiserabel, einseitig, uninspiriert, unrhythmisch, im Grunde war es gar kein Basketballspiel. Die Coaches riefen alle Spielzüge aus, die Spieler setzten sie widerwillig und erfolglos um. Geschwindner und ich saßen nebeneinander, aber wir redeten wenig. Ich hielt ihn für eine Art Hofnarren, der die Wahrheit sah und sie aussprechen durfte. Anfangs versuchte ich noch, irgendetwas Relevantes zu sagen, aber Geschwindner knurrte nur unzufrieden vor sich hin. Was sollte man zu diesem Spiel auch sagen? Es war das krasse Gegenteil von Geschwindners Vorstellung von Basketball. Berlin lag zur Halbzeit mit 31:51 hinten. Ehe wir uns versahen, war die Katastrophe vorbei, 52:103, Geschwindner war aufgestanden, hatte mir die Hand zerquetscht und war verschwunden.

Wenn man sich für Dirk Nowitzki interessierte, kam man an ihm nicht vorbei. Er galt als sein Entdecker, als sein Förderer, als sein Schöpfer sogar (wenn es so etwas gibt). Aber er schien nicht gerne über sich selbst zu reden, er hielt sich in der Öffentlichkeit bedeckt. Das, was man von ihm wusste, war ein Mosaik aus Schlagzeilen und Stichworten wie »Mentor« und »Entdecker«, »Spinner« und »Steueraffäre«.

Er war seiner Zeit voraus. Ich wusste, dass er einmal Spieler gewesen war, sechshundert Bundesligaspiele, aber in den ewigen

Rekordlisten der Sportart war er nicht zu finden, weil man überhaupt erst in den späten 1980er-Jahren damit begonnen hatte, die Statistiken systematisch zu erfassen. Zu Geschwindners besten Tagen war Basketball in Deutschland nicht groß genug gewesen, erst nach seiner Karriere war die Sportart in der Populärkultur angekommen. Erst nach ihm waren professionelle Strukturen entstanden.

Geschwindner war ein Spieler. Sein letztes Bundesligaspiel hatte er 1987 gemacht, aber noch mit fast fünfzig hatte er in der Regionalliga Südost gespielt. Bei einem Auswärtsspiel des TV Eggolsheim in Schweinfurt waren Dirk und er sich 1993 über den Weg gelaufen. Was er dazwischen beruflich gemacht hatte, wusste ich nicht genau. Unternehmensberatung, sagte man, Troubleshooting für Firmen in Not. Er sei ein Problemlöser, hörte man, ein Mann der Tat. Nachdem er Dirk getroffen hatte, entwickelte er einen mehrstufigen Plan, um den Jungen zu dem zu machen, der er heute war. Die kolportierte Methode war ein Komplettpaket aus Mathematik, Psychologie, Bildung, Disziplin und plausiblen Aberwitz. Geschwindner war kein Mensch, der sich öffentlich erklärte, also wurde er der Einfachheit halber als verschrobener Kauz beschrieben, als Dr. Frankenstein, als Mad Professor, als größenwahnsinnig und schwierig. Ich wollte mit ihm über diese Dinge sprechen, aber es schien mir, als würde er am liebsten in Ruhe seine Notizen schreiben.

Im Starbucks Mockingbird Lane schien er sich nicht mehr an unsere Begegnung vom letzten Winter zu erinnern. Zumindest ließ er die Nettigkeiten sein und schrieb ungerührt weiter. Die jugendlichen Baristas riefen einen Namen nach dem anderen auf.

»Jesse.«

»Laura.«

»Tall Caramel Macchiato for Marc!«

»Peter.«

Ein verrückter Prediger betrat das Café und verkündete lauthals das Ende der Welt, »*Doom is upon us, folks!*«, und Geschwindner steckte sein Notizbuch in die Innentasche seiner Jacke, stand auf und sah mich an.

»Kaffee?«, fragte er.

»Gerne«, sagte ich.

Als er mit zwei Grande Latte zurückkam, stand wieder »Willy« auf den Bechern, diesmal mit Ypsilon. »Holger« können sie nicht buchstabieren«, lachte er, und als er lachte, wirkte er plötzlich wie ein anderer Mensch. Die Furchen in seinem Gesicht waren keine Sorgen, es waren Scharten aus Witz. »Und ›Geschwindner‹ versteht sowieso keiner.«

Wenn man sich mit Holger Geschwindner unterhielt, ahnte man, warum Nowitzki schon so lange auf allerhöchstem Niveau spielte. Man *ahnte* es, aber man wusste es nicht. Er wirkte unnahbar und mitteilksam zugleich, er erzählte Geschichten, aber er wurde nicht persönlich. Das Playoff-Spiel gegen Oklahoma heute Abend schien ihn nicht nervös zu machen, fast schien es ihn nicht zu interessieren. Er sei hier, um Dirks Wurf zu korrigieren, wenn nötig. Er sei hier, um auf seinem Platz zu sein, wenn Dirk ihn brauche. »Es geht um die winzigen Nuancen«, sagte er.

Ich versuchte ihm zu erklären, was mich an Dirk Nowitzki interessierte, aber Geschwindner schien alle meine Ideen schon gehört zu haben, alle Fragen längst beantwortet, die Sportberichte alle gelesen. Er schien schneller zu denken, als er sprach. Die Sätze, die ihm sowieso klar erschienen, ließ er einfach weg. Er sprang durch die Themen und Gedankenkomplexe, die Synapsen knisterten, die Verknüpfungen waren schnell geschaltet. Wir flogen durch Geschwindners Universum, von Rilke zu Physik zu Nietzsche zur Heisenberg'schen Unschärferelation. Wenn ich in die falsche Richtung dachte, sagte er »Mal langsam« und drehte um. Wenn wir stockten, sagte er »Ja wurscht« und wechselte zum nächsten Thema, das ihm ebenso wichtig schien. Ab und zu hielt Geschwindner mitten im Satz inne, sah in die Leere über unseren Köpfen und schrieb sich einen Gedanken in sein Notizbuch.

Bisweilen klappte er den Computer auf. Auf dem Bildschirm bewegte sich ein Strichmännchen mit den genauen Körperproportionen Dirk Nowitzkis. Die Winkel- und Kurvenberechnungen zeigten, wie der ideale Wurf aussah. Es gehe darum,

wie genau Nowitzki werfen müsse, damit er auch dann treffe, wenn er Fehler mache. Geschwindner fischte einen Zettel aus seinem Stapel und schnappte sich meinen Stift: Er kritzelte Formeln und skizzierte Formen, formulierte Theorien und Thesen, warf Literaturhinweise auf das Papier. Er sprach in einer Sekunde von Basketball, dann kehrte er zurück zur Geometrie, zeichnete eine Ellipse und erklärte, dass zwei Punkte auf dieser Form über die Peripherie immer miteinander verbunden werden könnten, egal, was ihnen im Weg stehe. So sei das Verhältnis von ihm und Dirk Nowitzki am besten zu beschreiben: »Nah genug«, sagte er, »aber nicht zu nah.« Er grinste über meinen irritierten Blick. »Wie weit entfernt ist nah genug?«

Er sei sich nicht sicher, ob man über Dirk Nowitzki überhaupt angemessen schreiben könne. Ob es passende Worte gebe für das, was der Junge seit Jahren tue. »Der Bub«, sagte er. Man müsse da eine eigene Sprache entwickeln. Dirk Nowitzki sei wie ein Extrembergsteiger, erklärte er. Konventionelle Sätze reichten einfach nicht aus, um die extremen körperlichen und mentalen Anforderungen zu erfassen. Um ihnen *gerecht* zu werden. »Wenn man mal auf einem Sechstausender war«, sagte Geschwindner, »dann weiß man, was das Hirn da für einen Zirkus veranstaltet.« Ich war mit Basketballfragen und Küchenpsychologie gekommen, mit biografistischem Interesse, aber er redete in Gleichnissen, der Sport trat hinter die Worte zurück. Und die Worte lösten sich auf in Assoziationen und Geschichten.

Er selbst sei erst vor einigen Monaten auf dem Mera Peak im Himalaja gewesen, berichtete Geschwindner, mit seinen Freunden Kendl und Reder sei er mit dem Flugzeug nach Lukla gereist, dem gefährlichsten Flughafen der Welt, dann über ein paar Tage immer höher, von Lodge zu Lodge und Camp zu Camp. Und was sich da dann auf dem Weg zum Gipfel in 6476 Metern im Hirn abspiele, sei abenteuerlich. »Diese Dinge zu beschreiben ist schwierig.« Metaphysisch sei das. Oder religiös. Je nachdem.

Spieler wie Dirk befänden sich seit Jahren auf Achttausendern, im übertragenen Sinn. Aber auch im eigentlichen Sinn seien die körperlichen und mentalen Herausforderungen ungewöhnlich.

»Wer extreme Erfahrungen macht, dem fehlen zunächst die Worte dafür«, sagte Geschwindner. Reinhold Messner schreibe vermutlich auch einfach nur das auf, was die Leute für seine Erfahrungen hielten. »Nenn es ›Gott‹«, sagte Geschwindner, »bezeichne es als ›spirituelle Erfahrung‹.« Es sei letztlich aber nur eine unzureichende Übersetzung des tatsächlichen und subjektiven Erlebens in Sprache. Geschwindner sah mich an und zeigte auf mein Notizbuch. »Worte ohne Erfahrung sind meist zu wenig«, sagte er. »Und diejenigen, die vielleicht die Worte zur Verfügung hätten, haben die Erfahrung nicht gemacht.«

»Aber«, sagte ich.

»Langsam«, sagte Geschwindner. Er hob die Hand und schüttelte den Kopf. Der Philosoph Thomas Nagel habe in den Siebzigerjahren in seinem Aufsatz »Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?« davon geschrieben, dass man zwar alles über eine Fledermaus wissen könne, aber niemals, wie es sei, eine Fledermaus zu sein. Oder Friedrich Nietzsche: »denn der Mensch, der ›sich mitteilt‹, wird sich selber los; und wer ›bekannt‹ hat, vergisst«. Geschwindner nannte ihn »FN«. Dass Dirk Nowitzki also nicht sein Innerstes darlegen könne, weil das dazu führe, dass ebenjener stabile Kern verloren gehe. Oder zumindest unklarer werde. Und somit die Fähigkeit, sich auf das zu konzentrieren, worauf es ankomme. Ich versuchte, mit David Foster Wallace' Text über Roger Federer und Michael Joyce gegenzusteuern, mit »*Roger Federer as Religious Experience*« und »*String Theory*«.

»*String Theory*?«, fragte Geschwindner. »Können Sie überhaupt etwas damit anfangen?«

Holger Geschwindner gab mir ständig das Gefühl, getestet zu werden. Ich holte meine vollgekritzelten Kopien aus der Tasche und legte sie neben unsere Kaffeebecher. Es gehe mir nicht darum, den Menschen Dirk psychologisch eindeutig und erklärbar zu machen, sagte ich, sondern eher darum, ihn zu umkreisen. Das Phänomen seines Spiels zu beschreiben, wenn jemand wie Dirk Nowitzki Basketball spiele. *Wie* er Basketball spiele. Und was es dazu brauche, die Sportart über einen so langen Zeitraum auf diesem Niveau zu spielen.

»Ich will Sie nicht entmutigen«, sagte er.

»Nicht?«

Wir argumentierten fast zwei Stunden hin und her, Geschwindner schien Herausforderungen und Duelle zu lieben. Irgendwann sah Geschwindner auf die Uhr und sammelte seine Zettel zusammen und stand auf. Er müsse noch einen Mathematiker an der SMU treffen, dann würde er »hoch in die Strait Lane« fahren und anschließend gemeinsam mit »dem Bub« zur Halle. Das wäre das Ritual. Das Gespräch hatte mich erledigt, trotzdem fragte ich vorsichtig, ob ich eventuell mitkommen könne. Eine Autofahrt mit den beiden zu einem entscheidenden Spiel wäre perfekt für die Geschichte. Zumindest wollte ich es versucht haben. »Mich würde das interessieren.«

»Das kann ich mir denken«, sagte Geschwindner. »Aber: nein.«

»Klar«, sagte ich. »Viel Erfolg.«

»Wir geben alles, was wir noch nie gekonnt haben.« Geschwindner reichte mir eine Visitenkarte, einen doppelseitig kopierten Zettel. Während des Gesprächs hatte ich den Eindruck gehabt, ihm zur Last zu fallen, aber jetzt lachte er und gab mir die Hand. »Bis heute Abend«, sagte er und ging. Ich sah ihm durch die Scheiben nach. Auf dem Parkplatz standen ein paar riesige SUVs und ein Porsche, aber Geschwindner stieg in eine Cadillac Escalade-Familienkutsche und rollte langsam vom Parkplatz. Ich hatte mich getäuscht. Einer der Baristas kam an unseren Tisch. »Sorry«, sagte er, während er die bekritzelten Becher und vollgeschriebenen Servietten einsammelte.

»*Can I ask you something?*«

»*Sure.*«

»*That guy*«, sagte der Barista und guckte erwartungsvoll. »*Was that Holger?*«

Ich sah auf die Karte in meiner Hand. Auf der einen Seite war Albert Einstein abgebildet, das berühmte Bild mit der herausgestreckten Zunge. Der Barista hatte den Namen amerikanisch ausgesprochen, aber im Grunde nicht falsch. Er schien ihn zu kennen. Auf der anderen Seite der Karte stand »*Institut für angewandten*

Unfug – Holger Geschwindner«. Adresse, Telefonnummer, E-Mail. Ich ahnte, dass die Geschichte von Dirk Nowitzki und Holger Geschwindner mehr war als nur die Chronologie einer Sportlerlaufbahn. Anfang, Mitte, Ende. Niederlage, Triumph. Ich ahnte, dass ihre Art von Basketball gar nicht das Spiel war, für das ich es immer gehalten hatte.

»Yes«, sagte ich. »That was Holger.«

GAME DAY

5. Mai 2012



Zurück an der Halle. In der Mittagshitze sah Nowitzkis Gesicht an der Gebäudefront entschlossener aus als noch vor zwei Tagen. Ausgeschlafener. Die Plaza vor dem American Airlines Center war bis auf ein paar Lieferwagen leer, die Sonne brannte wie die texanische Sonne eben brennt. Bis zum Spielbeginn waren es noch ein paar Stunden. Eine Hüpfburg wurde aufgepumpt, auf dem riesigen Bildschirm über dem Eingangsportal flackerten die Bilder der letztjährigen Meisterschaft in stiller Dauerschleife: Dirk mit dem Pokal, Dirk bei der Parade durch seine Stadt, Dirk auf dem Balkon singt »*We Are the Champions!*«.

Im klimatisierten Fanshop an der Arena warteten die Verkäufer auf Kundschaft. Alle trugen blaue T-Shirts mit dem Playoff-Slogan. Eine freundliche Dame mit einem seniorenblau toupierten Haarhelm führte mir das komplette Nowitzki-Sortiment vor: Es gab Nowitzki-Trikots, -Hosen, -Hemden, es gab Stirnbänder, Rucksäcke, Pantoffeln und Schlafanzüge, Becher, Schlüsselbänder, Basecaps, Wollmützen, Cowboy- und Panamahüte. Es gab Dirk-Nowitzki-Müslischüsseln.

Auch hier liefen die Highlights der Meistersaison 2011 auf Dutzenden von Monitoren. Dirk warf und traf, warf und traf. Die Mavericks schalteten zuerst Portland aus, dann die Los Angeles Lakers mit Über-Star Kobe Bryant, anschließend das junge Team der Oklahoma City Thunder, heute wieder der Gegner, und im Finale die Miami Heat. Dirk verschliss seine Verteidiger reihenweise. Gegen kleine Gegenspieler warf er, gegen große spielte er seine Beweglichkeit aus, er war in allen Belangen überlegen. Er hielt dem Druck stand, er wuchs mit ihm. Nichts half gegen seine Dominanz. »Außerirdisch!« – »*Ridirkulous!*« Immer wieder sah man seinen einbeinigen Sprungwurf im Rückwärtsfallen, den *Flamingo*

Fadeaway, der von keinem Gegenspieler der Welt zu verteidigen war. Nowitzki spielte mit Fieber und gerissener Sehne im Finger. Man sah ihn mit dem Meisterpokal, man sah ihn mit der Trophäe für den besten Spieler der Finalserie, überreicht vom großen Bill Russell. »Das war vor einem Jahr«, erklärte mir die toupierte Dame, als sie mich starren sah. »Wollen Sie das aktuelle Trikot kaufen? Playoff-Edition, nur neunundneunzig Dollar!«

Drei Stunden vor Spielbeginn war Donnie Nelson der Gesprächsersatz für Dirk. Nelson war der General Manager der Mavericks und vor zwanzig Jahren maßgeblich dafür verantwortlich gewesen, dass Dirk Nowitzki überhaupt nach Dallas gekommen war.

Nelson war ein schwerer Mann in Oberhemd, Jeans und Turnschuhen wie Gummibooten. Freundliches Gesicht, Schalk im Nacken. Er saß in seinem winzigen Büro zwischen Papierstapeln, Pokalen und Schuhkartons und kam sofort zur Sache. »Was willst du wissen?«, fragte er, fing dann aber an zu erzählen, wo er zum ersten Mal von Dirk gehört hatte: in einer Kabine der Phoenix Suns, für die er damals junger Assistenztrainer gewesen sei. Ein paar Spieler hätten über einen deutschen Basketballer geredet, gegen den sie auf einer Nike-Promo-Tour durch Deutschland gespielt hätten. Wann war das? Und wo? Hieß das »Hoop Heroes«? »Keine Ahnung«, sagte Nelson. »Mein Hirn funktioniert rückwärts nicht richtig«, sagte er. »Ich denke vorwärts.«

Vorausdenken war Nelsons Talent und sein Job. Als sein Vater, Don Nelson, 1997 Head Coach und General Manager der Mavericks geworden war, folgte ihm Donnie nach Dallas und wurde sein Assistent und internationaler Scout. In den späten Achtzigern und frühen Neunzigern war Donnie um die Basketballwelt gereist, er hatte den Ostblock geöffnet, ein David Hasselhoff in Turnschuhen, und das legendäre litauische Team um Arvydas Sabonis, Šarūnas Marčiulionis und Rimas Kurtinaitis betreut, »*The Other Dream Team*« in seinen Grateful-Dead-Batikhemden. Er hatte mit Marčiulionis den ersten sowjetischen Spieler in die NBA geholt. Nelson hatte alles gesehen. Er war jemand, der Namen behielt und sich Gesichter merkte. Sein Hirn funktionierte rückwärts, Nelson war ein Bluffer und Zocker.